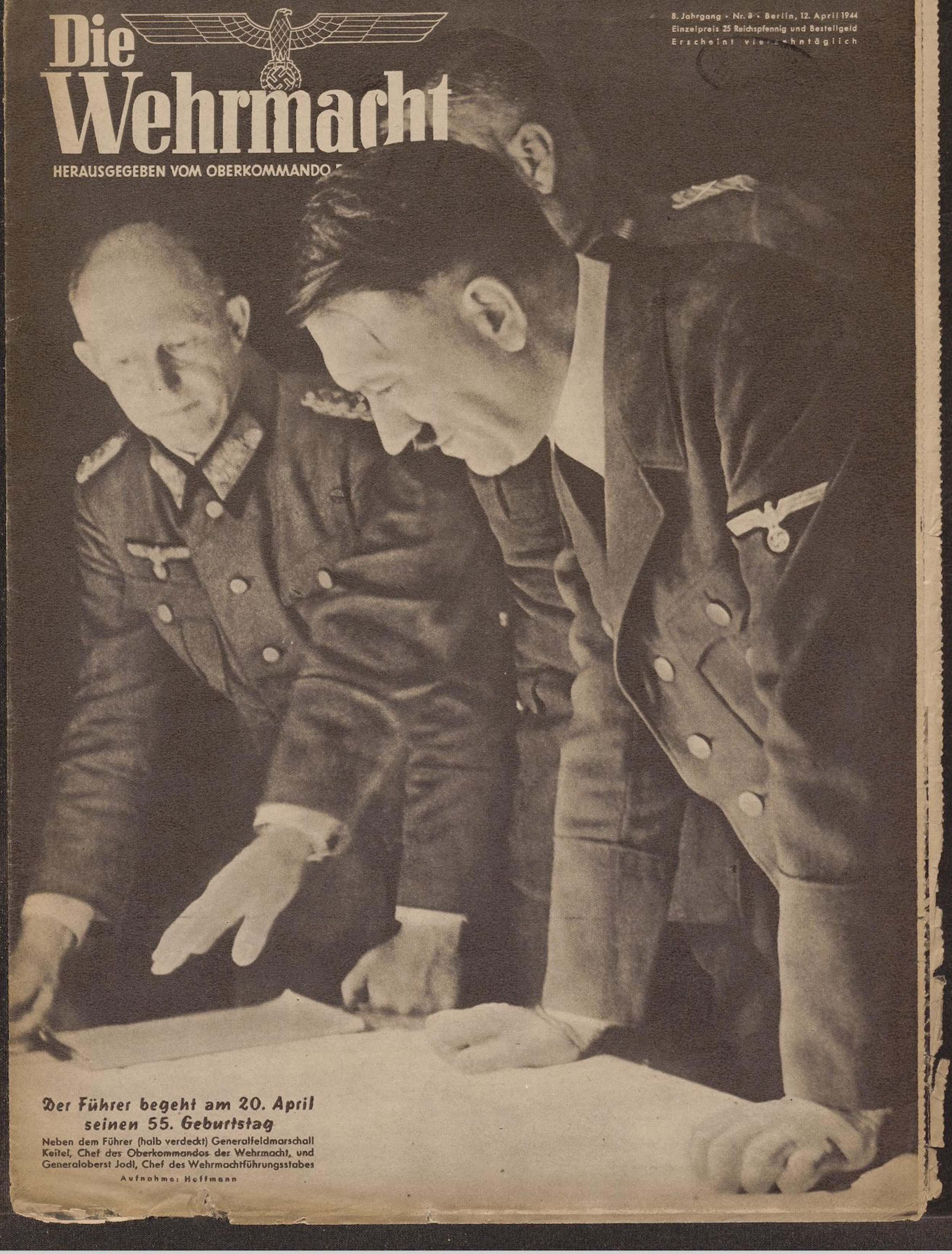
8. Jahrgang • Nr. 8 • Berlin, 12. April 1944
Einzelpreis 25 Reichspfennig und Bestellgeld
Erscheint vierzehntäglich

# Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO [illegible]



**Der Führer begeht am 20. April seinen 55. Geburtstag**

Neben dem Führer (halb verdeckt) Generalfeldmarschall Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, und Generaloberst Jodl, Chef des Wehrmachtführungsstabes

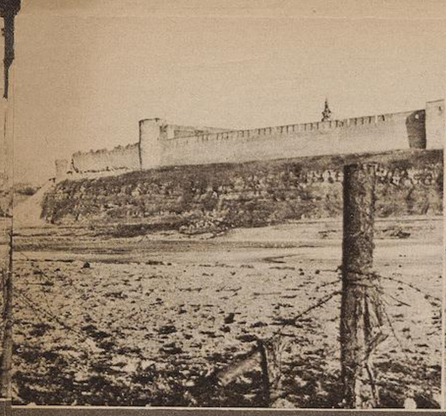
Aufnahme: Hoffmann

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0070
gefördert durch
Baden-Württemberg

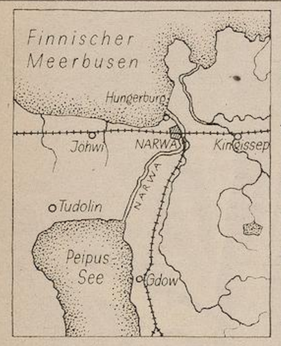
**Der Brückenkopf**

„Die Mündung der Narwa in den Finnischen Meerbusen bei dem bekannten estnischen Vergnügungsbad Hungerburg. Die Küste im Vordergrund ist in deutscher Hand, auf dem gegenüberliegenden Ufer stehen die Sowjets"

„Das Sinnbild der Kämpfe an der Narwafront sind die von den deutschen Ordensrittern erbaute Hermannsburg auf dem Westufer und die von Iwan III. als Sprungbrett nach dem Westen errichtete Burg Iwangorod auf dem anderen Flußufer. Narwa wurde fünfmal eingeäschert, und nur die beiden Burgen überstanden bis zur Gegenwart alle Schlachten zwischen Ost und West"



„Das ist das Gelände des Brückenkopfes Narwa. Noch bedeckt mit fußtiefem Schnee, der tagsüber aufweicht und auf den wenigen Wegen, die durch die Sumpfwälder führen, zu Brei und Matsch wird. Die Buschwälder zwingen wegen der geringen Sicht zu massiertem Infanterie-Einsatz, denn jeder Soldat muß durch Zuruf nach links und rechts Verbindung halten"



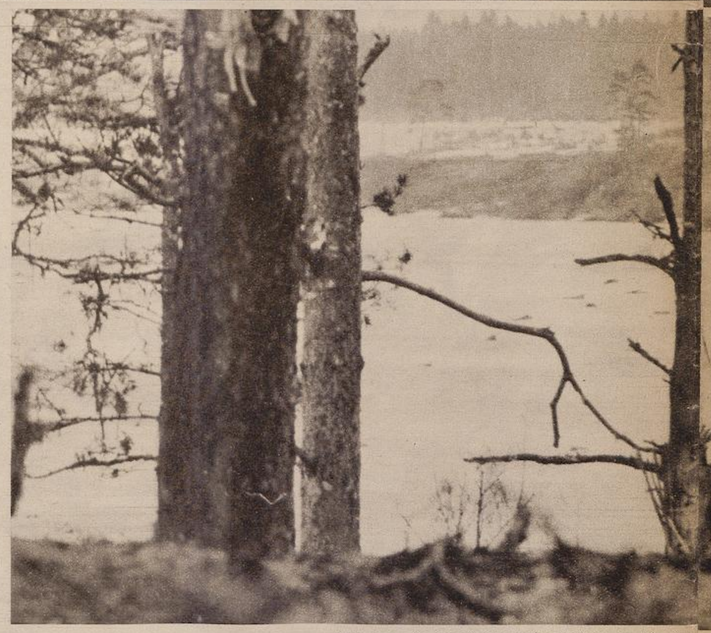

# KAMPF UM DEN *Sperriegel der Nordfront*

## ZWISCHEN NARWA UND PEIPUS-SEE

**Ein Text- und Bildbericht von Kriegsberichter Dr. Pauli**

Seit Ende Januar rannten fast pausenlos die Sowjets gegen die aus Deutschen, Esten und germanischen Freiwilligen gebildete schmale, nur 50 Kilometer lange Riegelstellung an, die sich zwischen Narwa und dem Peipus-See schützend vor Estland legt. Massierte, von starken Panzerkräften unterstützte Infanterieangriffe, kleine, gut ausgerüstete Landungsunternehmen wechselten ab mit dem Trommelfeuer der sowjetischen Artillerie und dem Bombenhagel ihrer schweren Kampfflugzeuge. Stalin gab den Befehl zum Durchbruch an dieser Stelle, den seine fanatisierten Massen in monatelangen Anstrengungen vergeblich erstrebten. Schulter an Schulter mit Kimme und Korn nach Osten stehen in diesem Raum mit den Deutschen die freiwillig gekommenen Volksdeutschen aus Siebenbürgen, der Batschka, dem Banat, die Freiwilligen aus Dänemark, Holland, Norwegen und als Verteidiger der Heimat die 20. Estländische Freiwilligen-SS-Division.

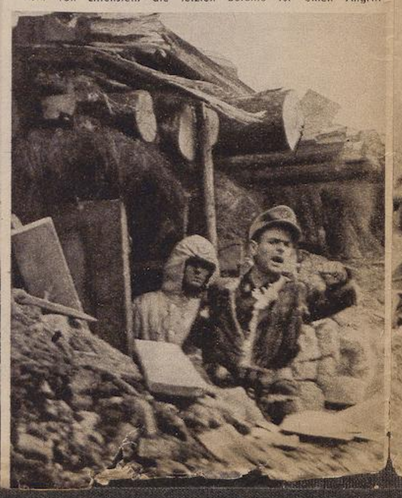
„Vom 6./7. März griffen sowjetische Fernbomber aus Moskau elf Stunden lang Narwa pausenlos an. Es gab keine Minute", schreibt Kriegsberichter Dr. Pauli, „in der nicht eine Bombe stürzte. Die ganze Stadt war eine einzige Fackel, die Erde bebte und zitterte unter den Schlägen der schweren Bomben und Minen. Ein Orkan brauste über die brennenden und zusammenstürzenden Dächer der im Stile Lübecks und Revals erbauten Kleinstadt. Alles Leben schien erschlagen zu sein. Und dann krochen langsam, aber einer nach dem anderen, die deutschen Soldaten und ihre germanischen Kameraden aus den Kellern heraus"

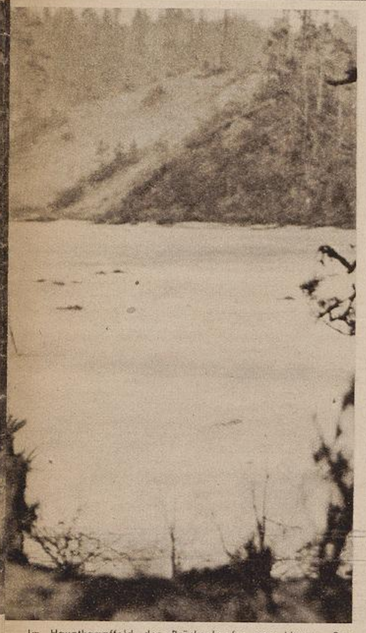


**Das Hauptkampffeld**

„Dann kamen die Sowjets. Nur wenige erreichten das Ufer der Esten. Nach der Abwehr war die Narwa von gefallenen und tödlich verwundeten Sowjets so dicht bedeckt, daß man dieses Bild nur mit Grauen schildern kann. Auf dem Eise Hunderte und aber Hunderte von Leichen, darunter Schwerverwundete, die sich unter unsagbarer Anstrengung Meter für Meter zum sowjetischen Ufer zu schleppen versuchten. Über der Narwa lag das Schweigen nach der Schlacht"

„Wenige Schritte hinter der vordersten Linie des Brückenkopfes von Narwa gibt Ritterkreuzträger Hauptsturmführer Rühl von Lilienstein die letzten Befehle für einen Angriff"



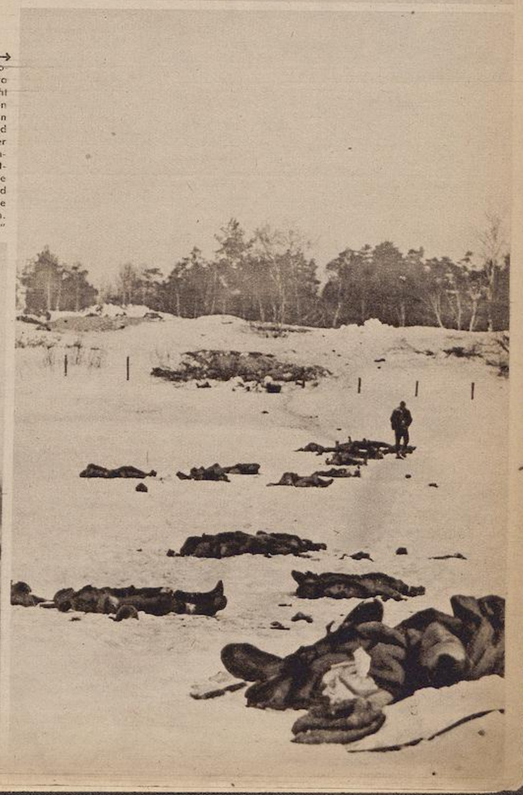


„Im Hauptkampffeld des Brückenkopfes von Narwa. Das Gelände lag im Augenblick der Aufnahme unter sowjetischem Granatwerferfeuer, aber ungeachtet der pfeifenden Splitter geht die Ablösung durch die Gräben. Bei 10 Grad Kälte und oft bei dichten Schneestürmen, die den Tag zur Dämmerung machten, leisteten die Grenadiere Unvorstellbares"

## *Der gescheiterte Umgehungsversuch*

„Als ihnen der Erfolg bei Narwa versagt blieb, wechselten die Sowjets das Angriffsfeld von der Narwafront hinunter zum Peipus-See. Aber auch diese Absicht, über das Eis vorzudringen, scheiterte. Um den sowjetischen ‚Eisschleichern', wie die über den Peipus-See sich anpirschenden Sowjets von den deutschen Soldaten genannt werden, den Einsatz schwerer Waffen unmöglich zu machen, sprengen Pioniere kilometerlange, bis zu 10 Meter breite Wasserrinnen. Unser Bild zeigt Pioniere beim Hakken von Sprenglöchern in die Eisdecke des Sees"

„Der Peipus-See ist die südliche Begrenzung der rund 50 Kilometer langen Narwafront. Der See und auch die Narwa sind bis Mitte April mit einer sehr tragfähigen Eisschicht bedeckt. Alle Versuche der Sowjets, mit schweren Waffen in den Rücken der deutschen Linien zu gelangen, scheiterten mit der völligen Aufreibung der Feindverbände. Unser Bild zeigt gefallene Sowjets auf dem Eis des Peipus-Sees. Unter ihnen fand man auch den Kommandeur des dabei vernichteten sowjetischen Schützenregiments 200, einen Oberstleutnant, auf. Wie wir von Gefangenen erfuhren, waren die Sowjets 1 Uhr nachts aus einem Dorfe am Nordostrand des Sees zum Marsch über das Eis angetreten. Man hatte ihnen vorgelogen, daß drüben schon eigene Truppen seien. An der Küste gerieten sie dann in das deutsche Feuer"



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0071

gefördert durch
Baden-Württemberg

*Die gefürchteten Werfer mit ihrer starken materiellen und moralischen Wirkung sind auch an der süditalienischen Front eingesetzt und haben in alle Kämpfe auf dem italienischen Kriegsschauplatz eingegriffen. Die obige Aufnahme zeigt einen schweren Werfer mit Tarnbemalung kurz nach dem Laden*

## Schwere Werfer in Italien

*PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Wehner (Sch.)*

*Ein eindrucksvolles Bild gefährlich geballter Kraft bietet ein Blick von vorn auf die mit Granaten geladenen Rohre eines Werfers. — Unten: Über die typisch italienische Landschaft mit Gärten im Vordergrund, schneebedeckten Bergen im Hintergrund und einem Bergstädtchen links rasen die Granatenraketen in die Stellungen der Anglo-Amerikaner*

Rechts: Die Reliefzeichnung zeigt den Raum von Cassino. Links im Vordergrund die Stadt Cassino, durch die von rechts (Süden) her kommend die Straße Nr. 6 (vgl. unseren Bericht „Kampf um die Straße Nr. 6" in Nr. 26/43 der „Wehrmacht") nach Rom führt; dahinter der Monte Cassino mit dem vom Feinde zerstörten Kloster, der Keimzelle des Benediktinerordens, ferner der Monte Castellone und Monte Cairo (knapp 2000 Meter hoch). Zeitweise vermochte der Feind sich auf diesen Höhen nördlich und östlich der Stadt festzusetzen. In der Mitte das zum Teil überschwemmte Tal von Rapido. Rechts (südlich) die Quertäler, durch die der Feind sich gegen Cassino durchkämpfte. Die angegebenen Stellungen, die nur eine ungefähre Kennzeichnung darstellen, beziehen sich auf die Zeit gegen Ende Februar, also auf die zweite Schlacht um Cassino

# Cassino

## Markstein ruhmvoller Abwehr

Cassino — leuchtendes Zeichen deutscher Kraft, Härte und Kampfentschlossenheit! Am unvergleichlichen Heldentum des namenlosen deutschen Soldaten, das sich in seinen Ruinen und Steintrümmern erhob, zerbrach der gewaltige anglo-amerikanische Einsatz von Menschen und Material. In Kämpfen von unglaublicher Härte gingen die großen Hoffnungen der feindlichen Generale, durch die Überlegenheit ihrer Luftwaffe und ihrer Artillerie einen schnellen Durchbruch nach Norden erzielen zu können, zu Grabe. Schon während der ersten Schlacht um Cassino, die ihren Höhepunkt Mitte Dezember des vorigen Jahres fand, verwandelte sich der an die Berghänge hingeklebte Ort in ein enges Trümmerfeld. Mitte Januar dieses Jahres setzte der zweite Großangriff ein. Die Absicht des Gegners war klar. Ohne Rücksicht auf Verluste sollte der Durchbruch nach Norden und die Verbindung mit dem eisern umringten Landekopf von Nettuno, der ja eigentlich Cassino vom Rücken her zu Fall bringen sollte, erreicht werden. Obwohl es den Anglo-Amerikanern Ende des Monats gelungen war, in die Stadt einzudringen, vermochten sie nicht in die Ebene von Cassino vorzustoßen und die wichtige Straße Nr. 6, die ins römische Becken führt, zu gewinnen. Vor diesem Ziel stand das Heldentum einer deutschen Division, die den Einbruch verwehrte. Damit wurde auch verhindert, daß der Ort abgeschnitten und eingeschlossen wurde.

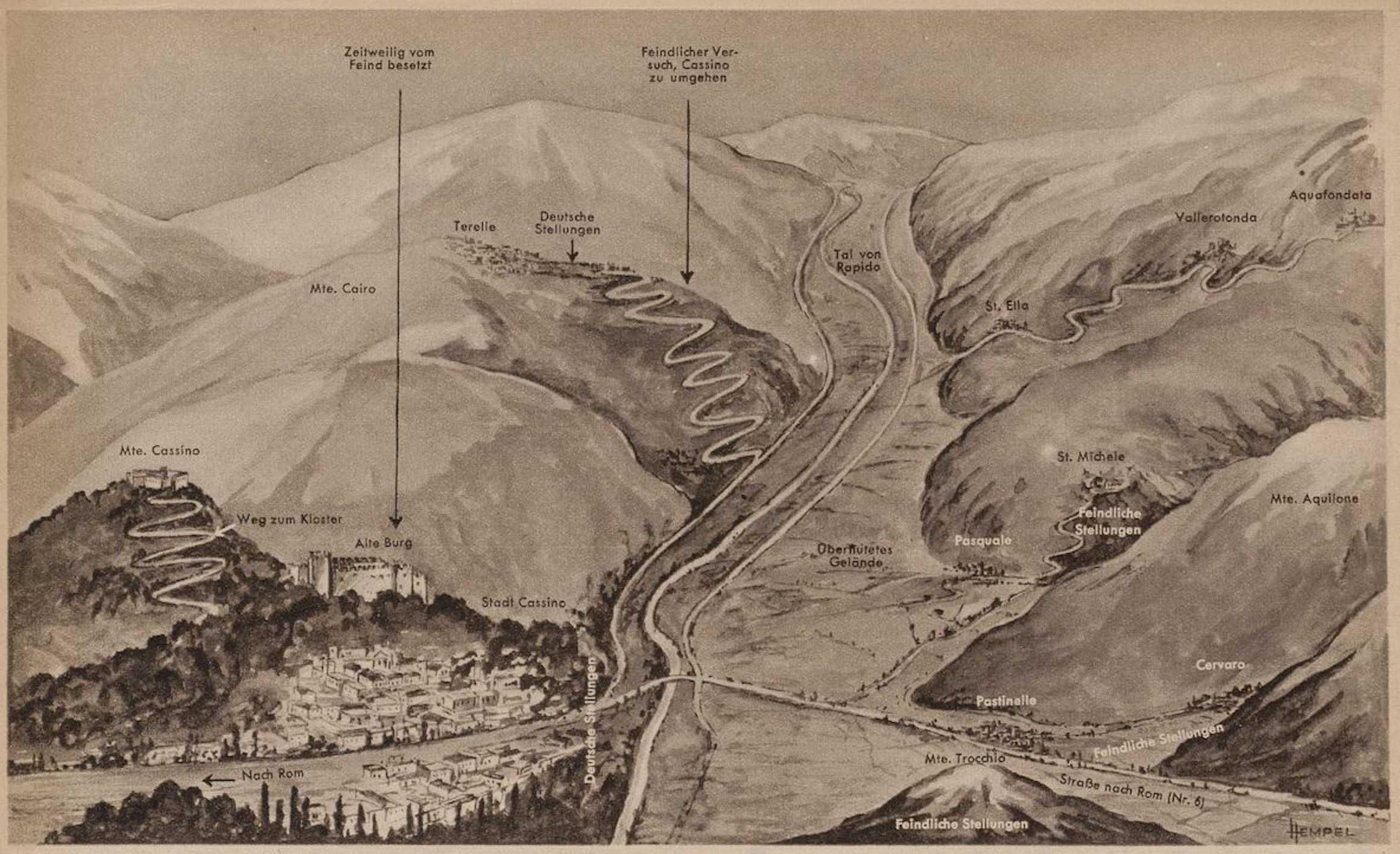
Am 15. Februar 1944 wurde das weltberühmte Benediktinerkloster Monte Cassino am Bergmassiv über der Stadt von über hundert viermotorigen feindlichen Bombern angegriffen und vollständig zerstört. Die Granaten zahlreicher Batterien vollendeten das Vernichtungswerk. Als Vorwand für diese Barbarei diente dem Gegner die Lüge, die Abtei sei von der deutschen Führung zum stärksten Sperrfort der Welt ausgebaut worden. Mit der Zertrümmerung von Monte Cassino begann gegen die zertrümmerte und zerfetzte Stadt eine Luftoffensive, deren Gewalt von dem Gegner selbst als unvergleichlich geschildert wurde. Bis zu 3000 viermotorige Bomber erschienen an einem Tage über der Stadt, um alles Leben mit Stahl und Eisen unterzupflügen. Meter um Meter sollte zerrissen und zertreten werden. Die Erde zitterte und barst unter den Gewalten. Dampf und Rauch erfüllte das Tal, durch das der Krieg schrie und röhrte. Kein Haus sollte ganz, kein Stein auf dem anderen bleiben. Die feindliche Artillerie schoß die Rohre heiß und legte manchen Tag bis zu 15 000 Schuß der verschiedensten Kaliber auf die deutschen Stellungen in der Stadt und auf den Höhen oberhalb des Ortes. Als aber die feindliche Infanterie mit starker Panzerunterstützung antrat, um das niedergewürgte Schlachtfeld von den Überresten der Verteidiger zu säubern, da hob sich aus den verschütteten Kellern, aus staubigen Trichtern und Steintrümmern das harte, dreckverkrustete Gesicht des deutschen Soldaten. Da stieg aus den Ruinen das unerschütterliche Heldentum deutscher Grenadiere und Fallschirmjäger. An ihrer Besessenheit zerbarsten die Panzer, die über die Mauertrümmer vorrollten, an ihrem fanatischen



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0072

gefördert durch
Baden-Württemberg

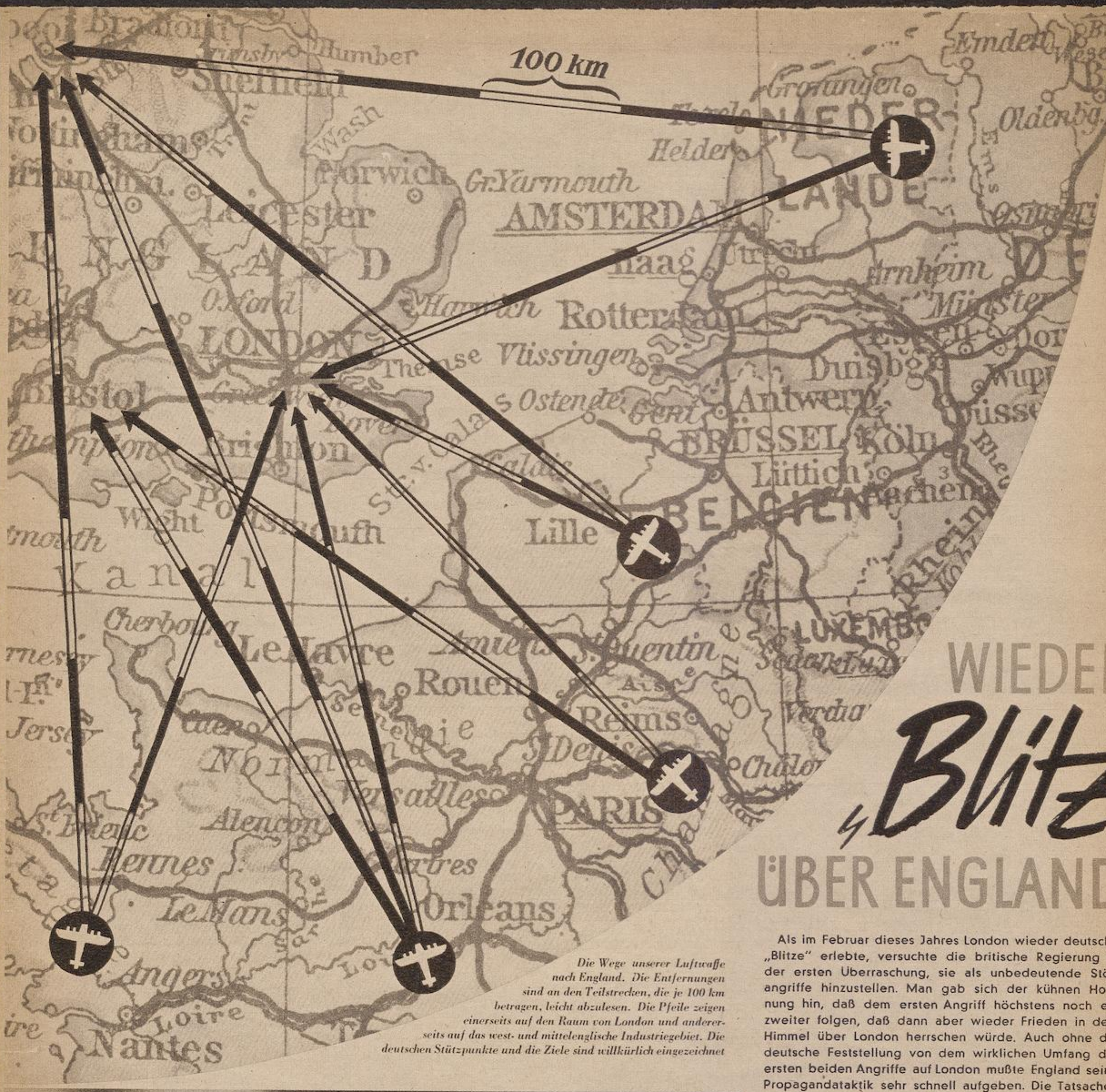


Feindliches Feuer auf dem Hang des Monte Cassino hinter der Stadt Cassino. Auf der Höhe das (auf der Aufnahme noch nicht völlig zerstörte) Kloster. Darunter die Ruinen der oberhalb der Stadt gelegenen Burg (geschichtlich bekannt durch den hier erfolgten Friedensschluß zwischen dem Hohenstaufer Friedrich II. und Papst Gregor II.). In der dritten Phase der Kämpfe konnte sich der Feind in den Ruinen festsetzen; ein Versuch, von hier aus bis zum Kloster vorzustoßen, endete mit der Einschließung eines mit dieser Aufgabe betrauten indischen Verbandes

Abwehrwillen verblutete die feindliche Infanterie. Eine einzige, vom Gegner totgeglaubte Division verbrauchte in diesen Kämpfen drei Divisionen des Gegners. Der Ausfall wichtiger Geschütze und anderer schwerer Waffen an entscheidenden Stellen gaben jedem einzelnen deutschen Kämpfer ein hohes Maß von Verantwortung. Männer ersetzten die Kanonen und trugen selbst den Tod gegen die feindlichen Panzerkolosse. An einem der ersten Angriffstage im Februar gelang es dem Feind, von Norden her die Höhe oberhalb der Stadt und die Ruinen der historischen Burg zu gewinnen und sich auf ihnen festzusetzen. Teile einer indischen Division vermochten gegen das Kloster selbst vorzudringen, wurden jedoch eingekesselt und trotz erbitterter Gegenwehr vernichtet. Ein starker Gegenangriff warf den Feind sogar wieder von der mit so großen Verlusten errungenen Höhe. Am Nord- und Ostrand der Stadt aber fingen sich alle gegnerischen Angriffe im stählernen Netz der deutschen Verteidigung, an der Artillerieverbände und Werferabteilungen hervorragenden Anteil hatten. Alle Frontalangriffe im Monat März gegen Cassino sind gescheitert. Der Versuch, über die rechte Bergflanke mit Panzern auf den Hauptkamm zu gelangen, endete damit, daß neun Panzer vor den deutschen Stellungen zusammengeschossen wurden. Die weiteren acht eingesetzten Kampfwagen wurden wieder abgezogen, denn aus den Felsenlöchern brach das deutsche Feuer mit nie geglaubter Gewalt. Die Soldaten unter der Führung ihres Generalleutnants Heidrich haben in Cassino ein neues Denkmal unvergleichlichen deutschen Heldentums errichtet. Der Kampf in den Ruinen erfüllt sich in dem Ausspruch ihres Generals: „Die Kameradschaft macht nicht halt vor dem persönlichen Lebenskreis meiner Soldaten. Wir sind eine Gemeinschaft im Kämpfen, Leben und Sterben!"

Eine englische Zeichnung von den Straßenkämpfen in Cassino. Auch aus dieser feindlichen Darstellung geht die unerhörte Härte der Kämpfe hervor. Trotz einem in einem so kleinen Raum noch nicht dagewesenen Materialaufwand des Feindes brach der angestrebte Durchbruchsversuch der Engländer und Amerikaner von Mitte Dezember 1943 bis Ende März 1944 im deutschen Feuer zusammen. Die Zeichnung stammt aus der zweiten Phase der Kämpfe, in der die Stadt Cassino vom Gegner zerstört wurde

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0073
gefördert durch
Baden-Württemberg

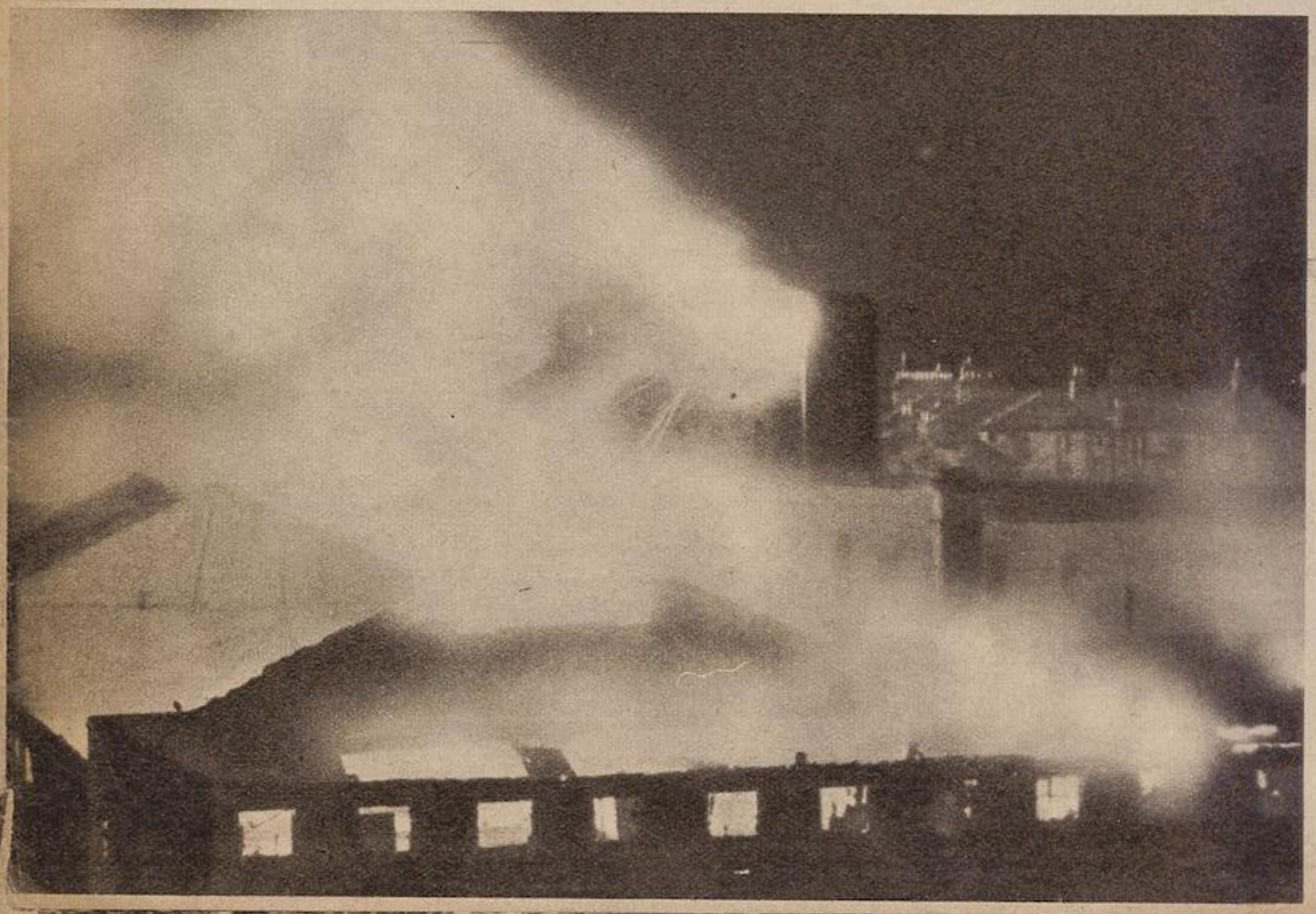



*Die Wege unserer Luftwaffe nach England. Die Entfernungen sind an den Teilstrecken, die je 100 km betragen, leicht abzulesen. Die Pfeile zeigen einerseits auf den Raum von London und andererseits auf das west- und mittelenglische Industriegebiet. Die deutschen Stützpunkte und die Ziele sind willkürlich eingezeichnet*

# WIEDER „Blitz" ÜBER ENGLAND

Als im Februar dieses Jahres London wieder deutsche „Blitze" erlebte, versuchte die britische Regierung in der ersten Überraschung, sie als unbedeutende Störangriffe hinzustellen. Man gab sich der kühnen Hoffnung hin, daß dem ersten Angriff höchstens noch ein zweiter folgen, daß dann aber wieder Frieden in dem Himmel über London herrschen würde. Auch ohne die deutsche Feststellung von dem wirklichen Umfang der ersten beiden Angriffe auf London mußte England seine Propagandataktik sehr schnell aufgeben. Die Tatsachen sprachen eine zu laute Sprache, und wer in einem brennenden und niedergesprengten Stadtteil stand, dem war beim besten Willen nicht einzureden, daß er sich hier vor den Opfern „einiger Störflugzeuge" befand. Der Ausspruch, den Churchill beim Anblick einer solchen Trümmerstätte im Februar dieses Jahres gemacht haben soll: „Ganz wie in alten Zeiten!" mag auch weitaus ungemütlicher geklungen haben, als er sich geschrieben ausmacht.

Die außereuropäische Welt — in Europa auch manche Neutrale, die grundsätzlich nur englische Sender hören — war zweifellos überrascht, als die deutsche Luftwaffe den Briten und Amerikanern bewies, daß es während eines Krieges eines gibt, das man nicht tun soll, nämlich prophezeien. Die deutsche Luftwaffe, hatte es geheißen, sei nur noch ein Schwarm von Enten mit geknickten Flügeln; was im Osten operiere, was an der Atlantikfront stehe und manche Mittelmeerhäfen unsicher mache, das seien letzte Reste von Görings einst so stolzer Armada. Eine Zeitschrift verstieg sich sogar zu der Behauptung: Wenn Deutschland alle diese



*Die Aufnahme, ebenso wie die beiden Bilder auf der Gegenseite einer englischen Zeitschrift entnommen, wurde während eines der letzten Angriffe auf London gemacht*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0074

gefördert durch
Baden-Württemberg

Reste an Kampfflugzeugen vom Schwarzen Meer bis zum Nordkap und wieder herunter zur Biskaya zusammenkratze, so käme nur ein Bruchteil von dem heraus, womit England allein einen kleinen Tagesangriff bestreite; die deutsche Flugzeugproduktion — soweit in den Ruinen der Fabriken überhaupt noch Maschinen in Gang gehalten werden könnten — erzeuge lediglich Jagdflugzeuge, um dem deutschen Volk wenigstens die Vorstellung zu geben, daß zu seinem Schutz und zur Abwehr des Feindes mehr geschähe, als daß ein paar Flakgranaten in der Luft zerplatzten. Nun, ganz so sieht es also doch nicht aus. Dem ersten Angriff auf London ist ein zweiter, dem zweiten sind mehrere, auch auf andere Industriestädte Englands, gefolgt, und das englische Schlagwort vom deutschen „Blitz" ist wieder aufgelebt und beinahe täglich in den englischen Zeitungen zu lesen. Nur die moralischen Kommentare aus dem Winter 1940/41 fehlen. Dazu haben die Engländer heute zuviel auf dem Gewissen. Wir veröffentlichen auf diesen Seiten auch einige Bilder aus englischen Zeitschriften über die Wirkung unserer Luftangriffe. Ein großer Teil unseres Volkes ist ja auf diesem Gebiet inzwischen sachverständig geworden und wird beim Anblick der Bilder sagen können: Alle Achtung! Die Engländer mögen sich aber, wenn sie ihre Wehrmachtberichte hören und in ihren Zeitschriften solche Bilder sehen, auf alle Fälle merken, dies ist noch keinesfalls die Abrechnung, die England sich inzwischen mit Zins und Zinseszins verdient hat, sondern nur ein kleiner Vorgeschmack, ein Beweis dafür, daß es in Deutschland nicht nur „donnert", wie Herr Churchill es die Briten und Amerikaner gern glauben machen möchte, sondern daß selbst aus den „Ruinen der deutschen Rüstungsindustrie" noch „Blitze" fahren können, die ein ganz anderes Ungewitter ankündigen.

*Trümmerstätte am Morgen nach einem Angriff, ein Bild, das die Londoner wieder einmal lebhaft an die Zeit der großen „Blitze", der deutschen Vergeltungsangriffe vom Winter 1940/41, erinnerte*

*Die Wirkung einer deutschen Bombe steht, wie dieses Bild zeigt, der einer schweren amerikanischen oder englischen in keiner Weise nach*



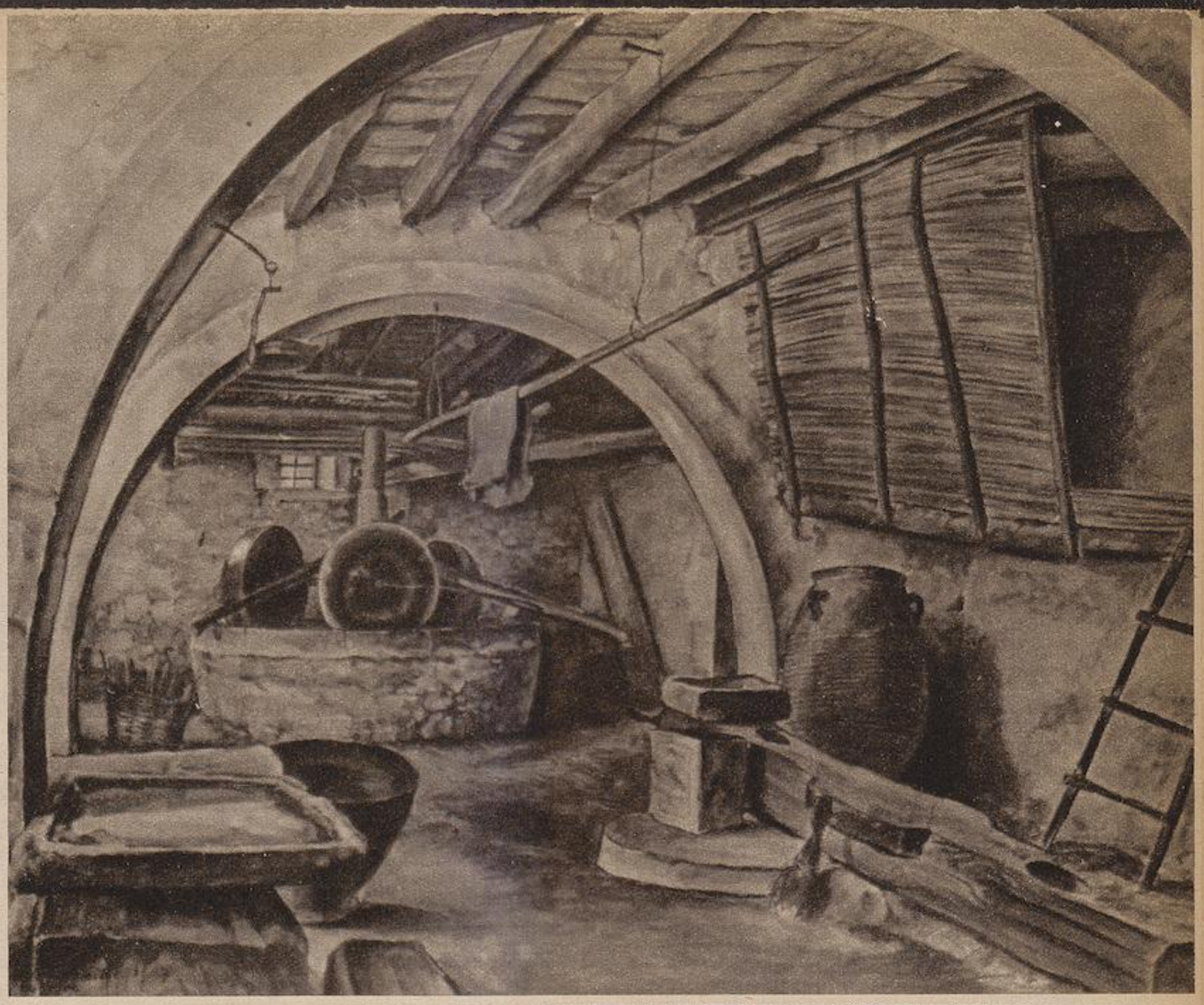
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0075

gefördert durch
Baden-Württemberg

# Soldaten-Künstler sehen Kreta

Auf Kreta wurde vor kurzem eine Ausstellung eröffnet, in der Gemälde und Zeichnungen von künstlerisch veranlagten Soldaten gezeigt wurden, die diese in ihrer Freizeit geschaffen hatten. Überall, wo deutsche Soldaten stehen, werden ja die Künstler unter ihnen entweder durch die Größe des Kampfgeschehens oder durch die Reize der fremden Landschaften und Kulturen zu schöpferischer Arbeit angeregt. Die Männer, die auf Kreta vor der Ägäis und Griechenland Wacht halten, wurden vor allem durch die machtvollen Zeugnisse der bald 5000 Jahre alten minoischen Kultur in ihrer künstlerischen Ausdruckskraft beeinflußt. Daneben war es die Fremdartigkeit der Landschaft, die sie in ihrer Freizeit mit Pinsel und Zeichenstift zu gestalten suchten. Die Arbeiten, die diese Künstler im feldgrauen Rock in dienstfreien Stunden schufen, wurden durch das Interesse der zahlreichen Kameraden und vielen Kreter, die die Ausstellung besuchten, entsprechend gewürdigt.



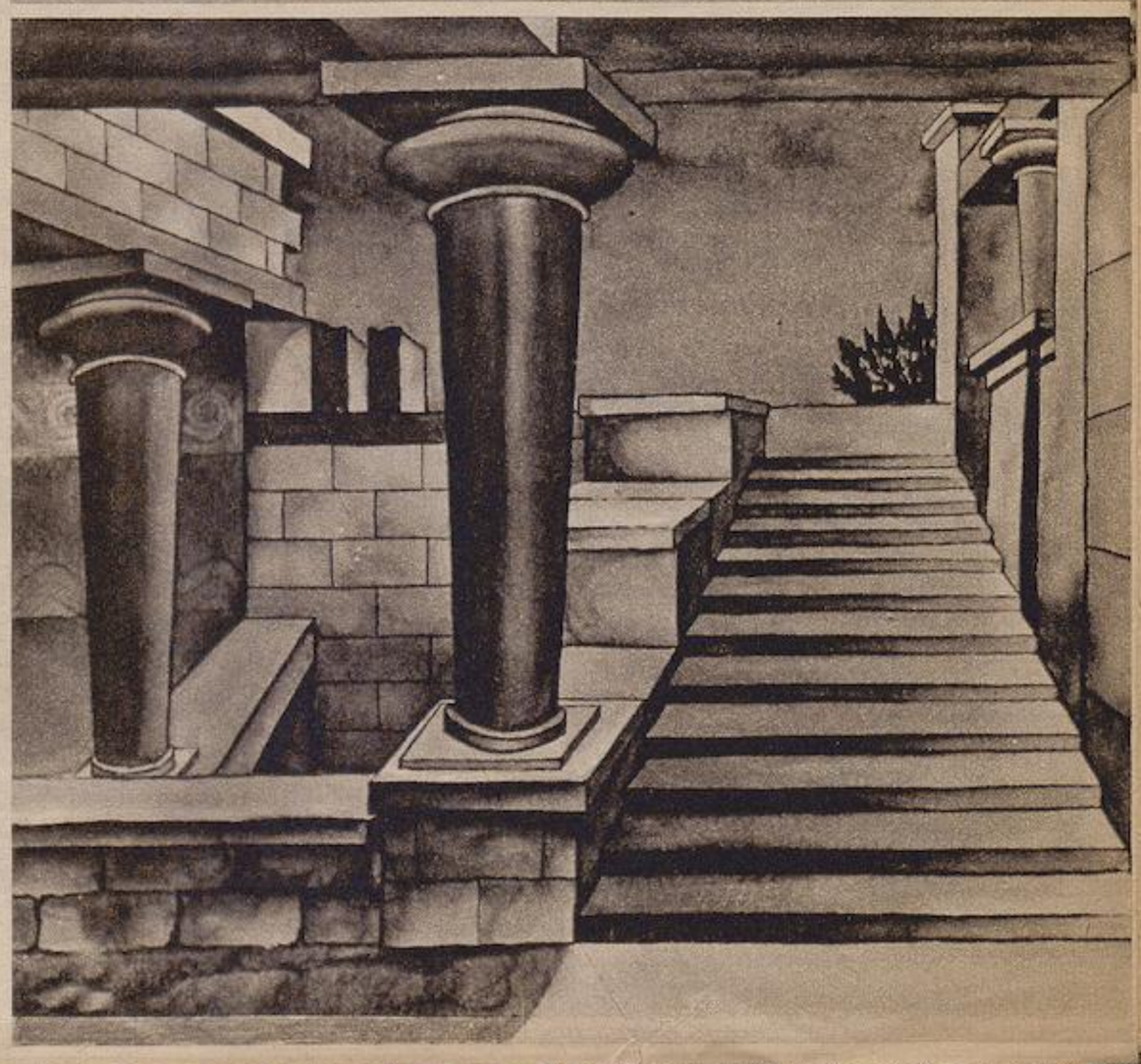
*Dieses Aquarell des Obergefreiten Pfretzschner zeigt das Innere einer Ölmühle, wie sie auf Kreta seit Jahrhunderten unverändert zu finden sind*

*Links: Die Menschen der Insel standen Modell. Ein 75jähriger Hirt aus den Bergen wurde vom Gefreiten Weichhaus in Aquarell festgehalten*

*Rechts: Straße in einem Fischerdorf bei Chania. Diese Arbeit wirkt durch eine lichtdurchflutete Farbenfreudigkeit, die leider im Druck nicht wiedergegeben werden kann*

*PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Platte*

*Rechts: Hier war ein Bühnenmaler am Werk. Der Obergefreite Berghoff malte die rekonstruierten Teile des weltberühmten Palastes von Knossos mit starker Begabung für das Räumliche*



*Links: Der Obergefreite Müller-Mohlo verfertigte in Anlehnung an die Wandmalerei der minoischen Zeit aus ölgetränktem Zeichenpapier einen Lampenschirm*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0076

gefördert durch
Baden-Württemberg

# Hinter dem Verrat BADOGLIOS

## Mit italienischen Offizieren, Mannschaften und Faschisten auf den Kriegsschauplätzen des Mittelmeerraumes

**Von Kriegsberichter FRITZ TREFFZ-EICHHOFER**

10. Fortsetzung und Schluß:

Die militärischen deutschen Aktionen der entscheidenden Nacht vom 8. zum 9. September haben der Welt offen gezeigt, daß das Verräterspiel Badoglios vom ersten Tag seines Amtsantritts an durchschaut worden war. Deutschland war vorbereitet und reagierte im entscheidenden Moment mit blitzartigen Aktionen, die alle gegnerischen Aktionen über Nacht zunichte machten. Und allzuoft hat sich Badoglio verraten. Nicht nur durch die erwähnten Presseveröffentlichungen, sondern in erster Linie durch seine militärischen Maßnahmen der Zusammenballung großer Offensivkräfte in Norditalien, durch die Sabotageaktionen gegen die deutsche Front im Süden und den lächerlich geringen Einsatz der militärischen Kraft Italiens, die als schwach beklagt und als kriegsmüde gestempelt wurde.

Am 7. September saß ich mit dem Polizeiattaché der deutschen Botschaft und einigen faschistischen Offizieren im Hotel Vittoria. „Meine Herren, wir können beruhigt im alten Sinne weiterarbeiten", sagte der Polizeiattaché, „der Gesandte Rahn war soeben beim König und bei Badoglio, und beide haben ihm ehrenwörtlich versprochen, daß sie mit Deutschland bis zum Ende des Krieges gemeinsam kämpfen würden."

Wir hatten zu dieser Zeit in Rom die Aufgabe, den italienischen Wehrmachtbericht mit den deutschen Meldungen gleichzuschalten und ihn morgens um 11 Uhr aus dem Kriegsministerium zum Führerhauptquartier zu telefonieren. Am 8. September morgens übersetzten wir so den letzten italienischen Wehrmachtbericht dieses Krieges und gaben ihn nach Berlin durch. In diesem Bericht hieß es, deutsche und italienische Flugzeuge hätten an der Mittelmeerfront dreizehn Flugzeuge abgeschossen. Das OKW rief zurück, es müsse ein Irrtum vorliegen, denn nach seinen Informationen handele es sich um elf abgeschossene Flugzeuge. Wir riefen beim italienischen Oberkommando an, um die Zahl gleichzustellen. Der diensttuende Hauptmann antwortete: „Aber was heißt das schon, schreiben Sie elf, es kommt ja gar nicht mehr darauf an!"

Am Nachmittag des 8. September gingen wir die Straße des Vittorio Veneto herauf und blickten noch einmal in den Fotokasten, der am Albergo Maestoso angebracht ist. Dort hing ein Bild Badoglios. Die Physiognomie des Marschalls spricht Bände. Unser Begleiter, ein sechzigjähriger italienischer Major, der in Ostafrika seine gesamten Besitzungen verloren hat, als Squadrist heute brotlos im Albergo Esperia in der Via Nazionale wohnte, wies auf das Porträt:

„Sehen Sie sich den Mann an! Er sieht aus wie Bajazzo. Sehen Sie die Schlitzaugen. Sehen Sie den höhnisch lächelnden Mund, sehen Sie den hochnäsigen Ausdruck des Gesichts, und nun frage ich Sie: Kann der Mann ein Volk führen? Er muß ein Verräter und Verbrecher sein! Das steht ihm im Gesicht geschrieben."

Wir gingen weiter zum Hotel Savoya, in dem der Duce nach dem Marsch auf Rom wohnte. Der Besitzer hat die in Stein gemeißelte Gedenktafel an diesen Mussolini-Besuch schon am 25. Juli zerschlagen lassen. Anklagend, leer und wundgeschlagen grüßt uns die Mauer.

Im Foyer dieses Hotels sieht es aus wie in allen anderen. Es ist bevölkert von einer Unzahl von Nichtstuern. Von Grafen ohne Schlössern, von Stabsoffizieren ohne Stab, von Generalen ohne Armeen, von Kolonisatoren ohne Kolonien, von „Damen", deren Leben seit Jahren nur noch aus dem Herumlungern in Hotelhallen besteht. An der feudalen Bar bekommt man alles: Kaffee, Tee, Wein und Liköre. Man bezahlt zu Wucherpreisen, aber man bezahlt. Man raucht teuerste englische Zigaretten, liegt stundenlang in Klubsesseln mit übereinandergeschlagenen Beinen, bespricht das Los des Landes, als würde man nicht selbst von ihm geschüttelt und gerüttelt, klagt über alles Harte, das der Krieg gebracht hat und noch bringt und sehnt sich offen und versteckt nach den Zeiten zurück, in denen nicht das Trommelfeuer der Fronten und nicht das Getrommel von hungrigen Arbeiterfäusten störend in den Kreislauf ihres plutokratischen Lebens eingriff.

15 Minuten vor 18 Uhr schellt im Kriegsministerium das Telefon. Ein alter Bekannter meldet sich und sagt, auf der Via Vittorio Veneto seien Ansammlungen von Menschen, die von Waffenstillstand sprechen. Was wahr daran sei. Wir erinnern uns der Worte, die Badoglio und der König dem Gesandten Rahn abgegeben haben, und verweisen das Gerücht in das Reich der Fabel.

Wenig später gehen wir mit Romersa essen. Vom Kriegsministerium kommen wir auf die Via Nazionale, eine der Hauptstraßen Roms, auf der sich Tausende von Menschen drängen, und da erklingt immer wieder an unser Ohr der Ruf „Armistizio!" (Waffenstillstand). Romersa faßt mich am Arm und sagt: „Das kann nicht wahr sein!" Er spricht einen der Passanten an und sagt: „Was ist geschehen?" — „Haben Sie nicht gehört? Badoglio hat den Waffenstillstand bekanntgegeben."

Jetzt wissen wir es. Wir stehen mitten in der aufgeregten Menschenmenge, die mehr bedrückt als erfreut ist, hören aus ihrer Mitte den Ruf „Es lebe der Papst!", sehen, wie drei halbwüchsige Jungen sich umarmen und sich küssen und gehen dann weiter zum Hauptbahnhof.

Romersa ist verzweifelt, und er verkörpert für uns in diesem Moment das anständige Gewissen der italienischen Nation.

„Ich kann so nicht weiterleben. Jetzt haben wir alle unsere Ehre verloren. Das Ganze ist unmöglich und ein Narrenstreich."

Ich zucke die Achseln. Im Bahnhof gehen wir in eine Bar und bestellen einen Kaffee.

„Was ist passiert?" fragt der Barmixer, der mich, da ich in Zivil bin, nicht als Deutschen erkennt.

„Waffenstillstand soll sein."

„Ja, haben wir denn keine Ehre mehr?"

Ein anderer Gast: „Was wird Deutschland jetzt machen?"

„Questo maledetto Badoglio!" — Dieser verfluchte Badoglio!

Ich zucke die Achseln und sage: „Rommel wird kommen!" — — —

Die Atmosphäre ist deprimierend. Wir gehen zurück zur Via Nazionale, treffen die gleiche Menschenmenge, die „Pace, Pace!" — Frieden, Frieden! — schreit. Ein Taumel hat Rom ergriffen. Die Ewige Stadt — vor Jahrhunderten Zentrum und Kraftquelle einer Weltmacht — liegt an dem heutigen Abend in defaitistischen Zuckungen, scheint das Wort Ehre und Vaterland vergessen zu haben, und ich komme mir vor, als stehe ich auf einem Granitblock, der in rasendem Sturz in ein unendliches Tal fällt.

Romersa und ich gehen zurück zum Savoya. Ich ziehe meine Uniform an und verabschiede mich von ihm.

„Das alles ist furchtbar, das kann nicht möglich sein." Er heftete sich das EK. an den Zivilanzug und drückt mir die Hand. „Wir sehen uns wieder. Ich komme zu euch Deutschen. Glaube mir, der Soldat ist unschuldig, er hat immer ehrenhaft und uneigennützig gekämpft, auch wenn es ihm noch so dreckig ging. Viele Offiziere aber haben bei uns heute die Ehre verloren. Als erster der König, dieser Mascalzone (verächtlicher Mensch). Ich glaube nicht, daß das der Schluß ist. Ich werde weiterkämpfen für mein Vaterland. Aber das Schicksal Italiens liegt jetzt mehr als je in eurer Hand. Ihr habt durch eure Einigkeit bewiesen, daß ihr eine starke Nation seid, der die Zukunft gehören muß."

Der Diplomatenzug, der morgens um 7 Uhr aus Rom starten sollte, begann mittags um 12 Uhr seine Schneckenfahrt zur Grenze am Brenner. Kreuz und quer ging es durch das italienische Land, und je mehr wir nach Norden kamen, desto mehr näherten wir uns der Zone, die über Nacht von schwachen deutschen Kräften besetzt worden war. Auf einem kleinen Provinzbahnhof einer Stadt von etwa 10 000 Einwohnern machten wir — wie sooft — halt. Wir unterhielten uns mit einem deutschen Eisenbahner, der auf dem Bahnsteig patrouillierte, und fragten ihn, ob deutsche Truppen in der Stadt liegen.

„Nein", antwortete er, „ich habe mit fünf Kollegen diesen Ort besetzt. Der Oberlokomotivführer X. hat mit uns 2000 italienische Soldaten entwaffnet und das Kommando über die Stadt ergriffen. Er setzte gestern abend die Polizeistunde auf 20 Uhr fest, und der Bürgermeister sowie alle verantwortlichen italienischen Beamten stellten sich ihm restlos zur Verfügung."

So geschah es in vielen Orten. Badoglios Verrat war im Keim in sich zusammengebrochen, weil das italienische Volk nicht willens war, in seiner Masse zum Verräter zu werden. Der Widerstand, den die nach Süden drängenden deutschen Truppen vorfanden, war minimal, und es kam zu den groteskesten Szenen, als sich ganze Divisionen und Garnisonen Zügen und Gruppen deutscher Soldaten ohne einen Schuß ergaben. Man könnte darüber lachen und Rückschlüsse auf Tapferkeit oder Feigheit der italienischen Soldaten ziehen, wenn die Zahlen der sich ergebenden Offiziere und Soldaten nicht so ungeheuer groß gewesen wäre. Heute aber, wo das Bild des Verrats der Königsclique klar vor unserer aller Augen liegt, müssen wir feststellen, daß die Ursachen der freiwilligen Übergabe geschlossener Truppenteile der italienischen Armeen in erster Linie darin zu finden sind, daß diese Soldaten und Offiziere, die jahrelang an der Seite ihrer deutschen Kameraden gekämpft hatten, nicht zu bewegen waren, auf Grund eines plötzlich gegebenen Befehls des Marschalls Badoglio ihre Waffen gegen den alten Kampfgefährten zu richten.

Wenige Tage später waren wir wieder in Rom, das jetzt von deutschen Fallschirmjägern besetzt war und dem ein energischer deutscher Stadtkommandant das Gepräge einer straff geleiteten Millionenstadt gab, in die Ruhe und Ordnung zurückgekehrt waren. Mit Ruhe und Gleichmut versahen die Karabinieri ihren Dienst; vor dem Vatikan, der unter deutschen Schutz gestellt war, patrouillierten deutsche und italienische Wachen, und vor dem Gebäude der deutschen Botschaft drängten sich pausenlos Hunderte von Italienern, die mit Anliegen und Wünschen kamen und sich den Deutschen irgendwie zur Verfügung stellen wollten.

Rom lebt jetzt unter dem dritten Regime in diesem Jahre. Das faschistische hatte sich am 25. Juli überlaufen lassen, und die auf Polizeigewalt und Presseknechtung aufgebaute Gewaltherrschaft Badoglios hatte sich mit dem Verrat vom 8. September das eigene Grab geschaufelt. Jetzt sorgte die starke deutsche Wehrmacht dafür, daß Sicherheit und Ruhe des so tragisch aufgewühlten Landes wieder hergestellt wurden.

Unser altes Büro im Kriegsministerium fanden wir verwaist. In den Amtsräumen arbeiteten nach wie vor die Stabsoffiziere mit ihren Soldaten, alle jedoch in Zivil. Ein groteskes Kommando war hier ins Leben gerufen worden, aus Angst vor den feindlichen Bomben geboren, von dem Willen getragen, eine Zerstörung Roms durch Luftterror unmöglich zu machen: das Kommando der „Citta aperta" (der offenen Stadt).

Wir trafen dort den Obersten Reisoli, der im italienischen Heer die Propagandaarbeit zu betreuen hatte. Seine aristokratische Haltung schien mir gebrochen. Von dem Stolz des Stabsoffiziers war nichts mehr übriggeblieben. Auch ihn hatte der Verrat Badoglios bis ins Mark erschüttert. Und es schien mir, als ließe er die augenblicklichen politisch-militärischen Geschehnisse fast apathisch über sich ergehen.

„Unglaublich erscheint mir das alles", sagt er, „jahrelang haben wir als Verbündete hier zusammen gearbeitet, jahrelang waren wir ohne Geheimnisse voreinander, und jetzt muß ein solcher Schuft alle unsere Arbeit zerstören. Grüßen Sie mir alle unsere Freunde und sagen Sie ihnen, der englische Rundfunk habe gelogen, als er auch mich unter den Anhängern Badoglios aufzählte. Ich bin kein Verräter."

Vor dem Kriegsministerium drängen sich Hunderte von Soldaten in Zivil. Sie wurden von der Tragödie der Zerschlagung ihres Heeres auf dem Urlaub oder auf ihren Außenposten überrascht und kehren jetzt nach Rom zurück, um die noch ausstehende Besoldung und die Verpflegungsgelder zu verlangen. Es geht in dem Lichthof zu wie in einem Tribunal. Man hat zwei Tische als Barriere aufgestellt, hinter denen ein alter energischer Oberstleutnant und Vorkämpfer der Idee des Duce in Sardinien, Contu, und der gutmütige sechzigjährige Reservehauptmann Baroni ratlos stehen. Ihnen ist die Aufgabe zugefallen, die Verlangenden zunächst in Hotel- und Privatquartieren Roms unterzubringen, bis Weisung vorliegt, wer, was und wann bezahlt wird.

Alles dieses spielte sich in Zivil ab. Contu bat uns, einen Weg ausfindig zu machen, damit er etwas Sprit für den Wagen des Büros bekommt. Wahrhaft tragische Stunden und Tage für das einst so stolze Offizierkorps der aufgelösten königlich italienischen Armee, und es kam uns vor, als erlebten wir hier am Zentralsitz eines verratenen Millionenheeres die Sterbestunde einer Großmacht.

Die blinkenden, stets funkelnagelneuen Offiziersuniformen, die einst dem Stadtbild Roms immer ein eigenes Gepräge gaben, waren abgelöst von den Afrikauniformen unserer Fallschirmjäger, und allein in diesem Umstand offenbarte sich, wie sich die Lage des italienischen Volkes seit dem 8. September von Grund auf geändert hatte. Der deutsche Soldat, der uneigennützig und todesbereit, schwach an Zahl, aber stark im Herzen, in die Ewige Stadt einmarschiert war, hatte mit seinen automatischen Waffen den Herzschlag des Krieges in die Hauptstadt dieses verbündeten Landes geführt, das glaubte, durch einen jämmerlichen Verräterstreich dem Krieg den Rücken kehren zu können. Dann kam die Rückkehr des Duce nach Italien.

Zu einem Zeitpunkt, an dem Feindarmeen mit der ganzen Stärke ihrer auf geraubtem Reichtum beruhenden materiellen Übermacht schon nördlich Neapel standen und mit phrasenhaften Alarmsirenen den „heiligen Feldzug gegen Rom" ankündigten, verlagerte Mussolini den Sitz der Regierung nach Norditalien. In den Gebieten, die er vor zwanzig Jahren mit dem revolutionären Atem seiner faschistischen Idee unter das Liktorenbündel brachte, will er den zweiten Marsch seiner Mitkämpfer auf Rom organisieren. In Norditalien, das stets der ganzen Apenninenhalbinsel die Impulse zu jeglicher Initiative gegeben hat, greift die faschistisch-republikanische Regierung heute von neuem zur Macht.



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0077
gefördert durch Baden-Württemberg

# Zehn Tage

## EINE ERZÄHLUNG AUS DEM OSTEN *von* HANS RABL

Die letzte Fortsetzung schloß: Die zwanzig Zugführer sind zeitig unten am Markt; als der Feldgendarm den Eintritt freigibt, poltern sie, wider alle Feldwebelwürde, eilig die glatt ausgetretenen Stufen hinauf, besetzen glücklich die beiden vordersten Bänke der einen Saalhälfte. So sind sie noch einigermaßen beisammen. Peter drückt sich in die zweite Reihe — er hat Furcht davor, ganz unmittelbar, ohne jeden Schutz und Deckung, der Delius einen ganzen langen Abend gegenüberzusitzen; die breiten Schultern Geyers schirmen ihn ein wenig ab. Vielleicht, hofft er, entdeckt sie ihn gar nicht? „Peter", ulkt Thummler, „haben wir dieses Fest nicht eigentlich dir zu verdanken? Solltest du nicht ganz vornean sitzen?"

16. Fortsetzung:

Peter antwortet nicht. Nur seine Augen unter den hart zusammengezogenen Brauen werden ganz dunkel. Geyer sieht's. An diesem Abend will er keinen Streit, und anscheinend ist der Junge heute nicht gesonnen, Scherz so aufzunehmen, wie er gemeint ist. „Laß ihn sitzen, wo er mag, Thummler", sagt er nur; doch nicht allein Thummler versteht, und keiner ritzt Peter mehr die Haut. Selbst dann nicht, als kurz vor Schluß — der Saal, der rasch warm wurde, mitsummte, heftig klatschte, die Rhythmen mit den eisenbewehrten Absätzen markierte, wird atemlos still — die Delius ihr neuestes Lied beginnt. Ganz vorn an der Rampe steht sie, in einem fließenden dunklen Kleid, aus dem sich schön die warme hellbraune Haut des Halses hebt, läßt die Augen langsam über die Reihen vor ihr gleiten, und vielleicht verweilt sie, niemand kann es genau sagen, eine Sekunde lang auf dem blonden, ein wenig gesenkten Kopf in der zweiten Reihe. Und singt:

„Bei dir war es immer so schön,
Und es fällt mir unsagbar schwer, zu geh'n.
Denn bei dir war ich wirklich zu Haus',
Doch der Traum, den ich hier geträumt, ist aus."

Sie singt mit dem weichsten Schmelz, über den sie verfügt — und dabei doch mit einem Schimmer sanfter Ironie, der die Schwermut des Textes beinahe wieder aufhebt; zuweilen ist's, als weine es leise in ihr, und dann wieder, als lächle sie. Und selbst der, den's angeht, weiß nicht völlig, wie sie's meint.

„Warum hast du mir denn so weh getan,
Und was fang' ich ohne dich an?
Bei dir war es immer so schön,
Doch weil du eine andre liebst, muß ich geh'n."

Mit dem letzten Ton sinkt sie zu einer tiefen Verneigung zusammen, und nachdem sie rasch das Podium verlassen hat, kehrt sie, allem Applaus zum Trotz, nicht zurück. Und so, denkt Peter Zurbrügge, ist das denn ihr Abschied an ihn gewesen, ein bißchen fern, ein bißchen fremd, ein bißchen rätselhaft — so, wie sie war. Er steckt sich draußen auf dem Platz eine Zigarette an, und während er mit Geyer als Letzter im Zug der Zwanzig folgt, macht er, zum erstenmal, unter ein Erlebnis mit einem Menschen jenen festen, trennenden Strich, der Ende bedeutet und zugleich neuen Beginn.

Der Stabsfeldwebel Geyer ist beinahe doppelt so alt wie Peter Zurbrügge, und längst hat er eine gute Frau und ein paar große Kinder; doch er spürt etwas von dem, was in dem jungen Menschen neben ihm arbeitet, und er möchte ihm gern ein gutes Wort sagen. „Übermorgen bist du wieder bei deinem Zug, Peter", beginnt er endlich, „denk' einmal daran. Urlaub, ob's nun richtig nach Hause ist oder bloß hierher, Urlaub hat nie Dauer. Und alle Urlaubsdinge tragen von Anfang an schon das Ende in sich. So ist das nun einmal. Man möcht's festhalten und kann's doch nicht. Aber beim Zug sieht dann das alles immer anders aus. Es wird dann ganz rasch dünn — als ob's ein anderer erlebt hätt' statt du selbst."

„Meinst du, das ist mit allem so?" fragt Peter.

„Mit fast allem. Nur mit ein paar Sachen nicht. Aber die kennst du nicht."

„Was für Sachen, Geyer?"

„Eine richtige Frau. Kinder. Eigenes Land."

„Und was noch?"

„Weiter weiß ich nichts, Peter. Alles andere gehört zu dem, was dünn wird."

„Aber das —"

„Es ist nun einmal so, Peter. Wenn du etwas dagegen tun willst, mußt du dir eben eines von den dreien anschaffen — im nächsten Urlaub. Am besten", er lacht leise, „fängst du mit der Frau an. Mit einer richtigen Frau, wenn du schon weißt, was das ist."

„Was nennst du denn so, Geyer? Einfach eine, mit der man verheiratet ist?"

„Unsinn. Das macht's nicht. Eine, von der du dir vorstellen kannst, es ginge dir einmal ganz dreckig, in jeder Beziehung, und sie bliebe bei dir, und du dächtest dir auch gar nichts weiter dabei, sondern es wäre ganz selbstverständlich, daß sie bliebe. So eine."

„Gibt's so eine?" fragt Peter und versucht, das Bild Emmy Timms mit diesem Bilde Geyers zu vergleichen; ihm will scheinen, es stimme überein. „Gibt's das wirklich?"

„Meine", sagt Geyer ganz ohne Stolz, völlig selbstverständlich, „meine ist so. Und ich denk', jede richtige Frau ist so. Die, die nicht so sind, das sind eben — die anderen. Die nur für einen einzigen Urlaub ausreichen, aber die Zeit bis zum nächsten Urlaub, die überleben sie nicht."

Von da an gehen sie schweigend. Und als sie das Heim erreichen — Waizer, der mit der ersten Gruppe ging, sitzt schon auf der Tischkante und tupft auf seinem Akkordeon herum, und der Oberwachtmeister Döbler ist dabei, das Fäßchen anzustecken —, dauert es noch eine kleine Weile, ehe Peter sich leicht genug fühlt, mitzumachen, was sich an diesem Abend tut, am letzten im Heim. Schwester Elisabeth ist schon auf ihrem Zimmer. Sie kennt solche letzten Abende und weiß,


Reichsverwaltung sucht für Verkehrsaufgaben im Reichsgebiet u. in den besetzten Gebieten:

**Angestellte für den höheren und mittleren Verwaltungsdienst**

Assessoren, Referendare, Dipl.-Volkswirte, verwaltungsmäßig, verkehrstechnisch und kassentechnisch vorgebildete Bürokräfte – sowie

**Stenotypistinnen**

perfekt in Stenogr. und Schreibmaschine, auch halbtags. Vergütung nach TO. A.

Als Bewerber werden auch Volksdeutsche zugelassen. Die Bewerbungen haben zu enthalten: Selbstgeschriebenen Lebenslauf, Paßbild, beglaubigte Abschriften von Schul-, Lehr- und Beschäftigungszeugnissen, sowie Nachweis der deutschblütigen Abstammung.

Die Bewerbungen sind unter Ka. 30445a an Ala, Berlin W 35, einzureichen.

Reichsverwaltung sucht für Verkehrsaufgaben im Reichsgebiet u. in den besetzten Gebieten:

**Angestellte für den höheren und mittleren technischen Dienst**

Dipl.-Ingenieure und Ing. der maschinentechnischen Fachrichtung, Schirrmeister, Fahrlehrer usw. – Vergütung nach TO. A.

**Kraftfahrer** Vergütung nach TO. B.

Als Bewerber werden auch Volksdeutsche zugelassen. Die Bewerbungen haben zu enthalten: Selbstgeschriebenen Lebenslauf, Paßbild, beglaubigte Abschriften von Schul-, Lehr- und Beschäftigungszeugnissen, sowie Nachweis der deutschblütigen Abstammung.

Die Bewerbungen sind unter Ka. 30445b an Ala, Berlin W 35, einzureichen.

DAS NEUE FRANZ-MÜLLER-BUCH

SOS-THETIS

**36 Stunden zwischen Börse und Tod**
**von Graf Michael Alexander**

Dieses Buch erhebt scharfe Anklage gegen die verantwortlichen Männer einer britischen Schiffswerft, die, um ihre Dividenden zu halten, die Besatzung des U-Bootes Thetis dem Tode auslieferten.

Preis RM 3.60
Erhältlich im Buchhandel!

FRANZ MÜLLER VERLAG DRESDEN

Torpedo

Freilauf mit Rücktrittbremse
bedarf
selten einer Reparatur

*Wenn Sie aber nötig wird, dann nur echte F & S-Ersatzteile verwenden!*

JOPA

KÜHLKOST

MIT DEM EISKRISTALL

*Obst und Gemüse im Jopa-Verfahren gefroren – ein Vorrat für den Winter*

LEERE DOSEN AUFBEWAHREN, NACHFÜLLBEUTEL HELFEN SPAREN!

Vasenol

FUSS-PUDER

Das schickt Dir Luise,
zur Pflege der Füße.

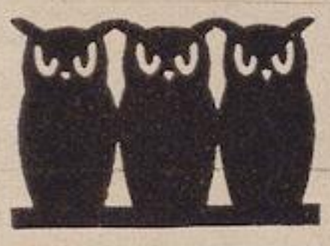
Madaus

Arzneimittel
aus Frischpflanzen

erhältlich in allen Apotheken

DR. MADAUS & CO.

Unterhaltung
Spannung / Fröhlichkeit
für jeden etwas
bringen unsere Bücher
Verlag Wehnert & Co., Leipzig



Dieses Zeichen tragen seit mehr als 40 Jahren unsere wissenschaftlich erprobten und in aller Welt praktisch bewährten Erzeugnisse. Diese Tradition verpflichtet: Die „3-Eulen-Marke" verbürgt Güte und Entwicklung

Chinosolfabrik
Aktiengesellschaft
Hamburg

Katalog
Zauber-
Kunst gratis!
J. Bartl, Hamburg 36 84
Lieferung nur an Wehrmachtangehörige u. Truppenbetreuung

HAMMER

*Das Schutz-Zeichen für die Original-Erzeugnisse der*

HAMMER BRENNEREI
Schürgers & Co.
HEILBRONN

WEINBRENNEREI UND FABRIK FEINER LIKÖRE

HAMMER HAMMER HAMMER HAMMER HAMMER

Stottern

beh. nach Paschen-Sprachheilverfahren
P. Paschen, Hannover, Dortmunder Str. 19
Frau J. Schreckenbach,
Dresden-A., Knöffelstr. 37
Prospekt frei

HANOMAG

Ackerradschlepper
Strassenschlepper

HANOMAG





UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0078

gefördert durch
Baden-Württemberg

daß sie dabei nur stören würde. Das sind reine und meist sogar ziemlich rauhe Männerangelegenheiten, die erst gegen Morgen zu enden pflegen — und für Peter und sie ist ja noch ein Tag.

So beginnt der letzte gemeinsame Abend der Zwanzig.

### Der letzte Tag

Tief hängen die grauen Wolken über der Stadt. Unablässig, seit Stunden schon in völlig gleichmäßiger Stärke, rinnt der Regen auf zerzauste Bäume und auf die durch spritzenden Kot hastenden Menschen.

Elisabeth Zurbrügge steht am Fenster und blickt in die trübe Sonnenlosigkeit. In ihr ist es leuchtend hell. Sie denkt an die drei, die ihr teuer sind. An Peter Martens, von dem sie weiß, daß er heute zufrieden sein würde mit ihr, an ihren Jungen, dem neues Lebensglück erblüht ist. Noch gestern würde sie trotz allem, was sie für Peter hofft und wünscht, in herbem Weh gefühlt haben, wie weit er ihr nun entrückt ist, wie sie nur noch zusehen darf, wo sie so lange die allein Gebende war. Heute schmerzt das nicht mehr. Auch sie weiß sich geborgen. Und mehr gefühlt als gedacht sieht sie in eine vertiefte Herzenskameradschaft, die kostbarer sein kann als lodernde Jugendliebe.

Sie wendet sich zum Tisch. Da liegt ein Brief, den sie heute nacht geschrieben, während die frohen Stimmen der Abschiedfeiernden zu ihr heraufschallten. Der Brief an Klaus Felmy ist nicht lang. Nur ein Gruß, ein Dank, ein Wunsch aus tiefster Seele: „Komm bald wieder, Klaus!"

Den soll er so rasch wie möglich bekommen, wenn sie auch weiß, wie arm Worte sind gegenüber dem, was sie ihm damit sagen möchte.

Sie geht über den Flur, tritt bei Peter ein. Der schläft noch fest, das Gesicht ins Kissen verwühlt, daß man kaum mehr von ihm sieht als den wirren Haarschopf. Elisabeth rüttelt ihn an der Schulter, und als er, sich reckend, erwacht, setzt sie sich auf die Bettkante.

„Ich hab' hier einen Brief an deinen Vater, Peter. Wie bekommt er ihn?"

„Feldpostnummer, Mutter", gähnt Peter.

„Wie bekommt er ihn rascher?"

Peter setzt sich mit einem Ruck hoch und betrachtet die Frau überrascht. Dann erhellt sich sein Gesicht zu einem Lächeln, unter dem sie errötet und sich halb abwendet. „Was gibst du mir", lacht er, „wenn er den Brief heute abend hat?"

„Kannst du das denn? Weißt du wie, Peter?"

„Ich denke schon, Mutter. Ich will's versuchen. Was krieg' ich also?"

„Du weißt ja selbst, Peter", antwortet sie still und mit einem plötzlich ganz sich lösenden Gesicht, unter dessen Eindruck er sein Lachen lassen muß, „du weißt doch selbst, um was es geht." Steht langsam auf und verläßt das Zimmer, in einer Art und Haltung, die ihm an ihr fremd ist, die nur sehr junge, wartende und bereite Frauen haben, und die ihn, obgleich er sie nicht ganz erkennt, nur halb bewußt erfühlt, gleichzeitig rührt und spornt, da sie seine ganze jungmännliche Hilfsbereitschaft und Ritterlichkeit anruft.

So stapft Peter Zurbrügge, jenen Brief wohlgeborgen in einer Innentasche, wenig später durch den rinnenden Regen, durch Pfützen und Bäche, und sucht den Obergefreiten Jean Stern. Er hat es eilig. Vielleicht ist Felmys Fahrer mit dem Krad schon unterwegs. Falls er die Werkstatt bereits verlassen hat, ist er ihm verloren: denn wo er in der ausgedehnten Stadt haust, weiß Peter nicht.

Schwer und warm rinnt der Regen; unter der umgeworfenen Zeltbahn beginnt Peter zu dampfen; der fette Lehm der unbefestigten Straßen, der schon knöcheltief aufgeweicht ist, will ihm die Stiefel von den Füßen ziehen, bei jedem Schritt gibt es ein schmatzendes Geräusch. Begegnende Wagen schleudern Dreckfahnen unentrinnbar nach beiden Seiten; Pferde zerren mit nickenden Köpfen ihre Karren, bis zu den Bäuchen mit grünbraun glänzendem Lehm beschmiert; Kradfahrer, den Helm tief in die Stirn gezogen, den Kragen des schweren Gummimantels hochgeschlagen, rutschen akrobatenhaft mit aufschreienden Maschinen und ausschlagenden Hinterrädern durch den beginnenden Sumpf. Peter flucht im raschen Gehen leise vor sich hin. Es ist eigentlich noch zu früh im Jahr für die herbstliche Schlammperiode — fängt das schon an?

An der Ecke des weiten Platzes, auf dem zerschossene Panzer, ausgeweidete Lastwagen, zuschanden gefahrene Personenwagen zusammengebracht sind, bleibt Peter atemschöpfend stehen. In dem rinnenden Regen, in den kleinen lehmgelben Bächen, die ihre verbogenen Räder, verbeulten Achsen, zerschlagenen Differentiale umspülen, gewinnen die toten Wagen eine neue, nur geringe, doch gespenstische Lebendigkeit; ganz leicht bewegen sie sich auf dem sich verflüssigenden Grund, rutschen, sinken, sacken ab; es stöhnt, klirrt, kreischt — rostendes Eisen, verrotteter Gummi, zerschlagenes Glas.

Unweit halten zwei Panjewagen; das Wasser tropft von den Planen; magere Gäule stehen mit hängenden Köpfen regungslos im Geschirr, ein paar Frauen und Kinder hocken darauf — sie wirken nicht lebendiger als der mächtige Haufen Alteisen daneben. Peter schüttelt abwehrend den Kopf, und dann quert er den Platz, auf dessen anderer Seite die Werkstatt liegt.

Er findet Jean Stern im Aufbruch. Der Beiwagen ist vollgestaut mit Gepäck. Der schwere Motor schnurrt leise und gleichmäßig. Stern steckt den Brief in die Brusttasche seines Mantels und schwingt sich auf die Maschine. „Ich fahre nur noch zur Vermittlung, Herr Feldwebel. Rufe beim Stab an, daß ich jetzt starte. Und heute abend hat Herr Hauptmann den Brief." Er grüßt, gibt Gas und zieht die schwere aufheulende Maschine in dreister engster Kurve aus dem Hof; gischtende Fontänen hinter sich, fährt er hügelabwärts davon.

*

Als Peter das Heim wieder erreicht, herrscht überall Aufbruchsstimmung. Die meisten sind in ihren Zimmern, deren Türen zum Gang offenstehen, packen, sondern aus, werfen Überflüssiges fort und unterhalten sich dabei hallend von Raum zu Raum. Peter sucht Elisabeth in ihrem kleinen Büro, dessen Scheiben vom Regen überspült werden, hört das Ende eines Telephongesprächs um die neue Belegung des Heims mit an und nickt ihr zu. Als sie den Hörer auflegt — und er meint, sie beeile das Gespräch geflissentlich —, sagt er lächelnd: „Ist besorgt, Mutter. Heute abend hat er den Brief. Wenn sein Fahrer, dem ich ihm gegeben habe, keine Panne hat, natürlich."

„Das ist schön, Peter. Das ist wunderbar. Und — was wünschest du dir nun? Du hast mich doch heute früh gefragt, was du dafür bekommst. Was soll es sein?"

Peter setzt zum Sprechen an. Aber da erblickt er durchs Fenster, das auf die Straße hinausgeht, ein Krad, das ihm bekannt erscheint; es nähert sich, in einen schweren Wasserschleier gehüllt, und hält. „Verzeih, Mutter", murmelt Peter befremdet und geht eilig hinaus. Was will Jean Stern noch einmal hier?

Das Gesicht des Fahrers ist eine krustige Maske aus gelbbraunem Lehm. Erst als er die Brille mit der gewohnten Bewegung von den Augen hinabstreicht, daß sie um seinen Hals hängt, erkennt Peter den Ausdruck dieser Augen und dieser Stirn — und er erschrickt vor etwas Drohendem und Lastendem. „Was ist los, Stern?" fragt er gehemmt, mit belegter Stimme. „Es ist doch etwas los —?"

Stern, die Beine weit über seiner Maschine gespreizt, nickt auf völlig unmilitärische Weise, schiebt den Helm aus der Stirn und fährt mit der behandschuhten Faust darüber, daß auf der schweißnassen Haut Schmutzstreifen erscheinen. „Ich bring' Ihnen den Brief wieder, Herr Feldwebel", sagt er. „Ich kann ihn nicht bestellen. Weil nämlich — also, ich hab' beim Stab angerufen, daß ich komme, und da haben sie mir gesagt — gestern abend, auf der Fahrt vom Bahnhof zum Stab, da haben sie den Hauptmann erschossen." Bückt sich und kramt, um den jungen Feldwebel nicht anblicken zu müssen, umständlich in seiner Brusttasche; holt endlich den Brief heraus und hält ihn, nach einem kurzen prüfenden Aufblick, Peter hin. „Da wär' der Brief zurück, Herr Feldwebel. Und dann könnt' ich jetzt starten."

„Aber wie — wie um Himmels willen ist das geschehen?" schreit Peter ihn an.

„Darüber weiß ich nichts, Herr Feldwebel. Das haben sie mir nicht gesagt. Ich weiß nur, daß es auf dem Weg vom Bahnhof zum Stab war — das ist alles, was ich weiß." Er zieht den Helm in die Stirn zurück, knöpft den Mantel zu, zieht die Brille wieder über die Augen, läßt die Maschine an. „Kann ich jetzt starten, Herr Feldwebel?"

Peter macht eine kurze Bewegung. Jean Stern nimmt den Gang hinein, die Maschine brummt heiser auf und dreht an.

An die Mauer gelehnt, blickt Peter ihr nach. Immer noch hält er den Brief in der Hand, diesen Brief, der nun sinnlos geworden ist, dessen Anschrift der Regen auswischt, und starrt in die Weite, auf die Hügelketten, die am Horizont in Regenschleiern und Wolkendunst verschwimmen, dorthin, wo irgendwo sein Vater liegt. Was, um Himmels willen, was ist da geschehen?

*

Dies aber ist die Geschichte des Todes, den der Hauptmann Klaus Felmy fand:

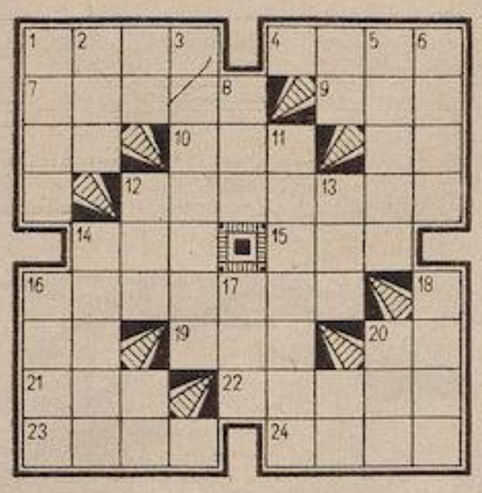
Gegen achtzehn Uhr am Vortag erreichte er seinen Bestimmungsbahnhof; das Dorf, in dem der Stab seiner Abteilung lag, war rund zehn Kilometer von der Bahnstrecke entfernt — zehn Kilometer, von denen nur das erste Drittel auf einer leidlichen Rollbahn zurückgelegt werden konnte, während der Rest, an zwei oder drei Dörfern vorbei, über schneisenartige Waldwege führte.

Schluß folgt

Hauptschriftleiter: B. Overhues (im Wehrdienst). Stellv.: K. Fischer. Graph. Gestaltung: H. Dassel (alle in Berlin). Verlag „Die Wehrmacht" K.-G. Fernruf 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin, SW 68, Schützenstr. 18/25. Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 3. 1942. Verantw. f. Anzeigen: Dr. H. Hartl (im Felde), i. V. H. Putz, Neuenhagen b. Berlin. Rotations-Kupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart, Reinsburgstrasse 14. Einzelpreis: 25 Rpf. Bei Botenzust. 3 Rpf. Bestellgeld. Postbezugspr.: Mntl. 55 Rpf. zuzügl. 4 Rpf. Bestellgeld.

## Hier wird der Geist geschliffen!

### Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Überbringer, 4. Personalausweis, 7. weiblicher Vorname, 9. belgischer Badeort, 10. Ruderboot, 12. Truppenunterkunft, 14. Teil des Wagens, 15. Nebenfluß der Weichsel, 16. Bezeichnung für Matrose, 19. afrikanischer Strom, 20. japanisches Brettspiel, 21. japanischer Staatsmann, 22. Laubbaum, 23. Astrolog Wallensteins, 24. Drama von Sudermann. — Senkrecht: 1. Alkoholisches Getränk, 2. kleine Ansiedlung, 3. Schweizer Hochtal, 5. Teil des Fußes, 6. Heldenerzählung, 8. Gefrorenes, 11. Handwerkertitel, 12. Felsschlucht, 13. soviel wie selten, 14. Nagetier, 16. Körnerfrucht, 17. Verneinung, 18. offener Güterwagen, 20. Wurfspieß.

### Silbenrätsel.

a - bel - chen - de - din - dru - ef - ein - er - ex - ge - ge - gen - gend - gu - hal - hirn - i - i - kanz - la - la - le - lei - ler - li - li - men - na - ne - ni - ni - nim - re - re - ro - rod - schnee - sied - son - ta - tan - te - teil - tiv - tiv - tu - ur - wal - witt - zi - zo.

Aus vorstehenden Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Aristophanes ergeben.

1. Ruhmeshalle der gefallenen Helden, 2. Klausner, 3. Redegesang, 4. Schreibstube, 5. Raubinsekt, 6. Richterspruch, 7. grammatikalischer Fall, 8. Fluß in Oberitalien, 9. deutsche Märchengestalt, 10. ethischer Begriff, 11. keltischer Priester, 12. Prüfung, 13. Hochbild, 14. seichter Meeresarm, 15. Oper von Verdi, 16. französischer Bildhauer, 17. gewaltiger Jäger, 18. Berührungslinie, 19. Sitz des Denkvermögens.

### Immer das Gegenteil.

Verlust - Vorfahr - Saat - Gleichgültigkeit - Demut - Lyrik - Zenit - Nachfrage - Wirkung.

Zu jedem der obenstehenden Wörter ist das Gegenteil zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen, fortlaufend gelesen, Blüchers Generalstabschef.

### Skataufgabe Nr. 3.

Mittelhand M. hatte den ältesten und jüngsten Unter (Buben), 2 Eichel (Kreuz) 21, 3 Grün (Pik) 10 und 3 Schellen (Karo) 14 Augen und reizte 22. Hinterhand H. paßte. Vorhand V. will Rot (Herz) spielen, und zwar aus der Hand, weil M. schon 22 gereizt hatte. Seine Karten waren: Grün Unter (Pik Bube); Rot Unter (Herz Bube); Grün Daus, Ober, 8 (Pik As, Dame, 8); Rot (Herz) 10, König, 9, 7; Schellen Daus (Karo As). Im nicht aufgenommenen Skat lagen 7 Augen einer Farbe. Welche? In den ersten fünf Stichen erhalten die Gegenspieler den ersten mit 15 und den fünften mit 14 Augen und bleiben Schneider. V. erhält den zweiten, dritten und vierten Stich mit 21, 4 und 7 Augen. Wie war der Verlauf dieser fünf Stiche und die Berechnung des Spieles?

Auflösungen aus Nr. 7

**Kreuzgitter:** Eissegeln, Auslese, Harpune, Nante, Felleisen, Belisar, Brabant, Waffe.

**Kurze Wasserfahrt:** Se(ei)gel.

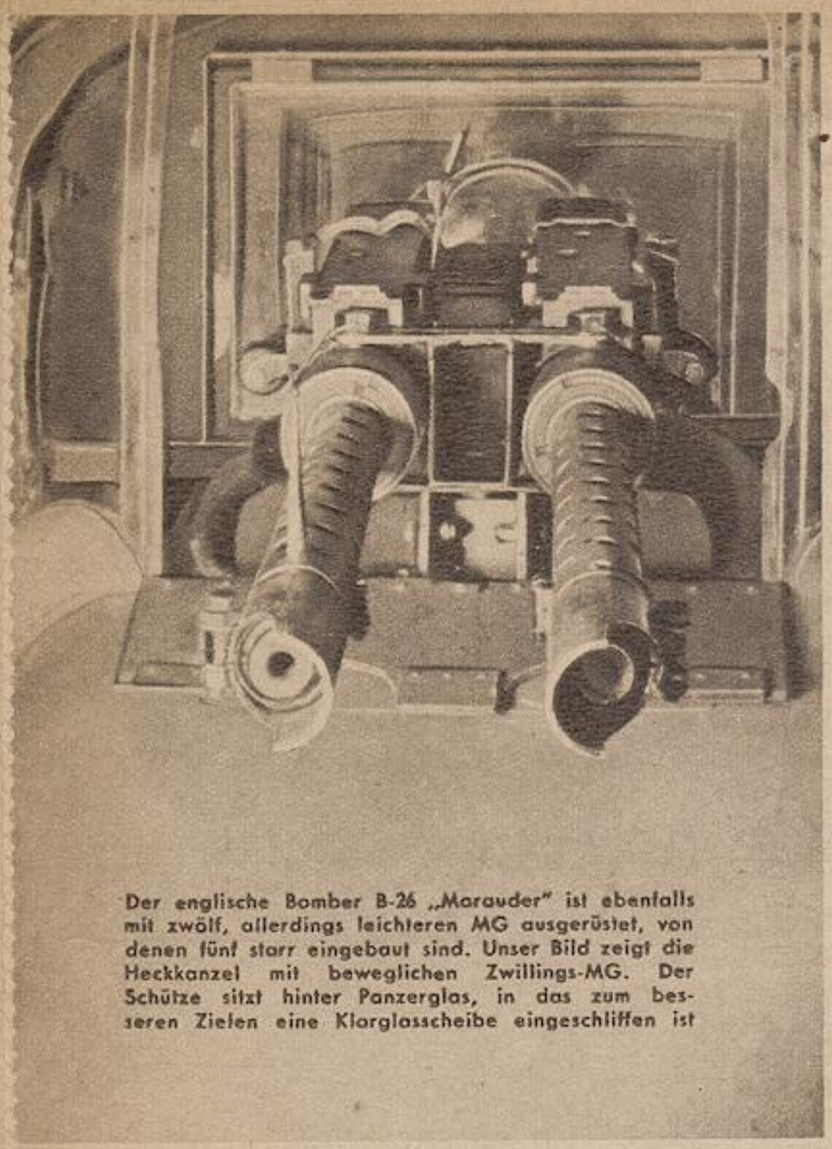
**Skat-Aufgabe Nr. 2:** V. muß gewinnen. Ob er Eichel (Kreuz) 7 oder einen seiner Unter (Buben) anzieht, bleibt sich gleich, da M. immer übernehmen muß und H. niemals zum Nachzug kommt.

**Zahlenkasten:** Note, Pein, Tanga — Patagonien.

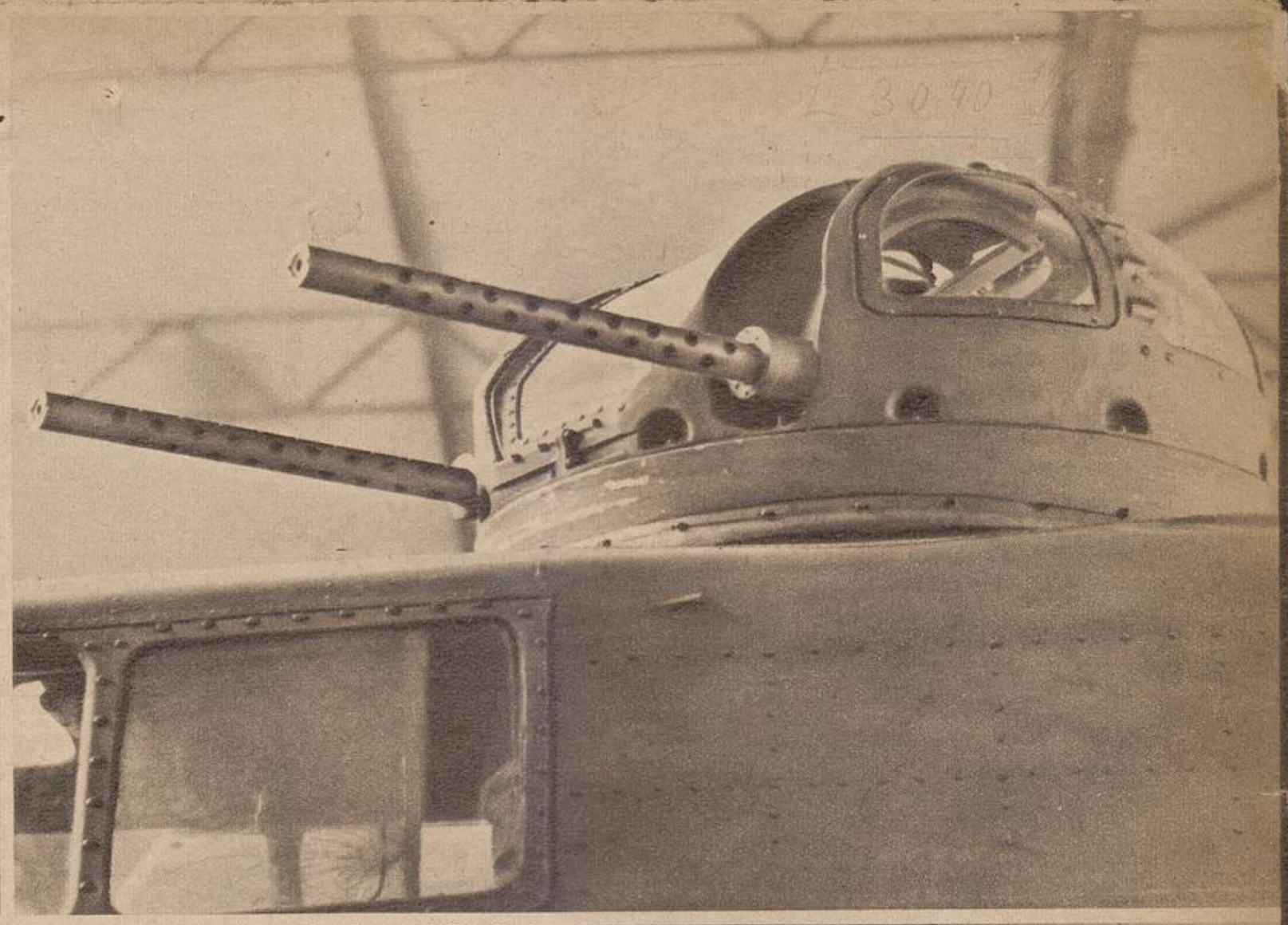
**Silbenordnen:** Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen, / Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen; / Harte Bissen gibt es zu kauen: / Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.



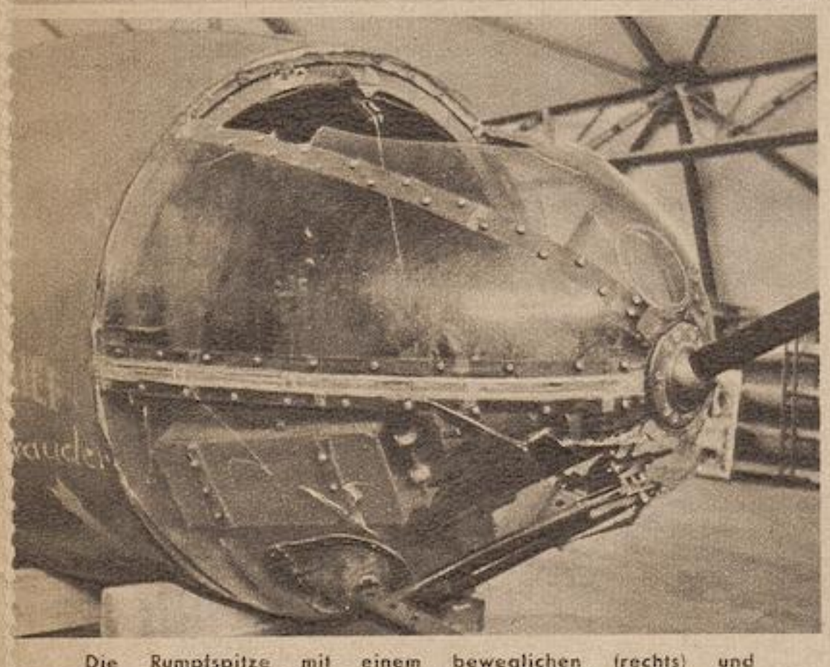
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0079
gefördert durch Baden-Württemberg



Der englische Bomber B-26 „Marauder" ist ebenfalls mit zwölf, allerdings leichteren MG ausgerüstet, von denen fünf starr eingebaut sind. Unser Bild zeigt die Heckkanzel mit beweglichen Zwillings-MG. Der Schütze sitzt hinter Panzerglas, in das zum besseren Zielen eine Klarglasscheibe eingeschliffen ist



Der us-amerikanische viermotorige Bomber B-17 F (Boeing Fortress) ist ausschließlich mit beweglichen Abwehrwaffen armiert, und zwar zwölf überschweren MG mit einem Kaliber von 12,7 mm. Der C-Stand des Flugzeuges (an der Oberseite des Rumpfes) ist durch Panzerglas geschützt



Die Rumpfspitze mit einem beweglichen (rechts) und einem starren MG (unten). Das bewegliche MG wird vom Beobachter bedient. Die verhältnismäßig große Zahl von starren Waffen ist auf den Zwang zurückzuführen, die Kopfzahl der Besatzung möglichst gering zu halten

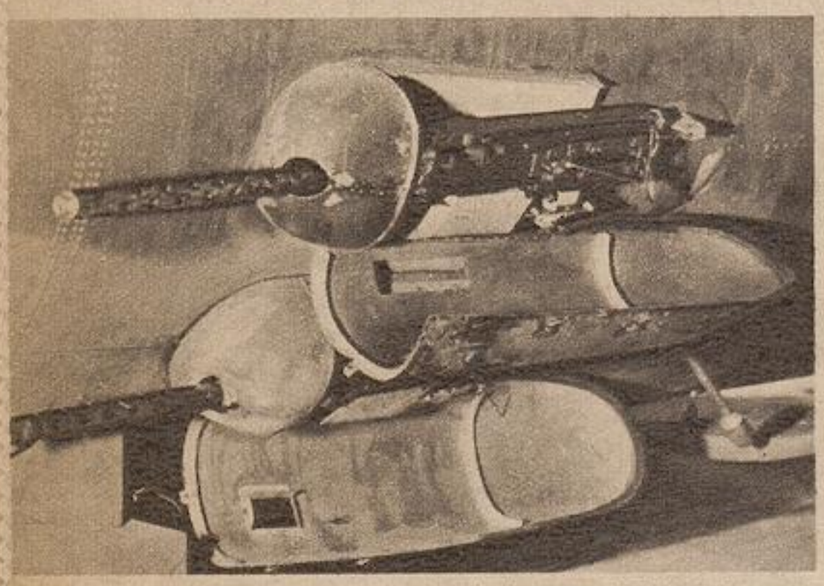
# Damit wehren sie sich

## Die Bordwaffen der Terrorbomber

Wir zeigen auf dieser Seite Bordwaffen von zwei der bekanntesten Terrorbombertypen unserer Feinde, nämlich des schweren us-amerikanischen viermotorigen Tagbombers B-17 F (Boeing Fortress), der „Festung", und des englischen mittleren Bombers B-26 („Marauder"). Beide Typen sind zur Abwehr der deutschen Jäger besonders schwer armiert, was besonders beim „Marauder" stark auf Kosten der Tragkraft geht.

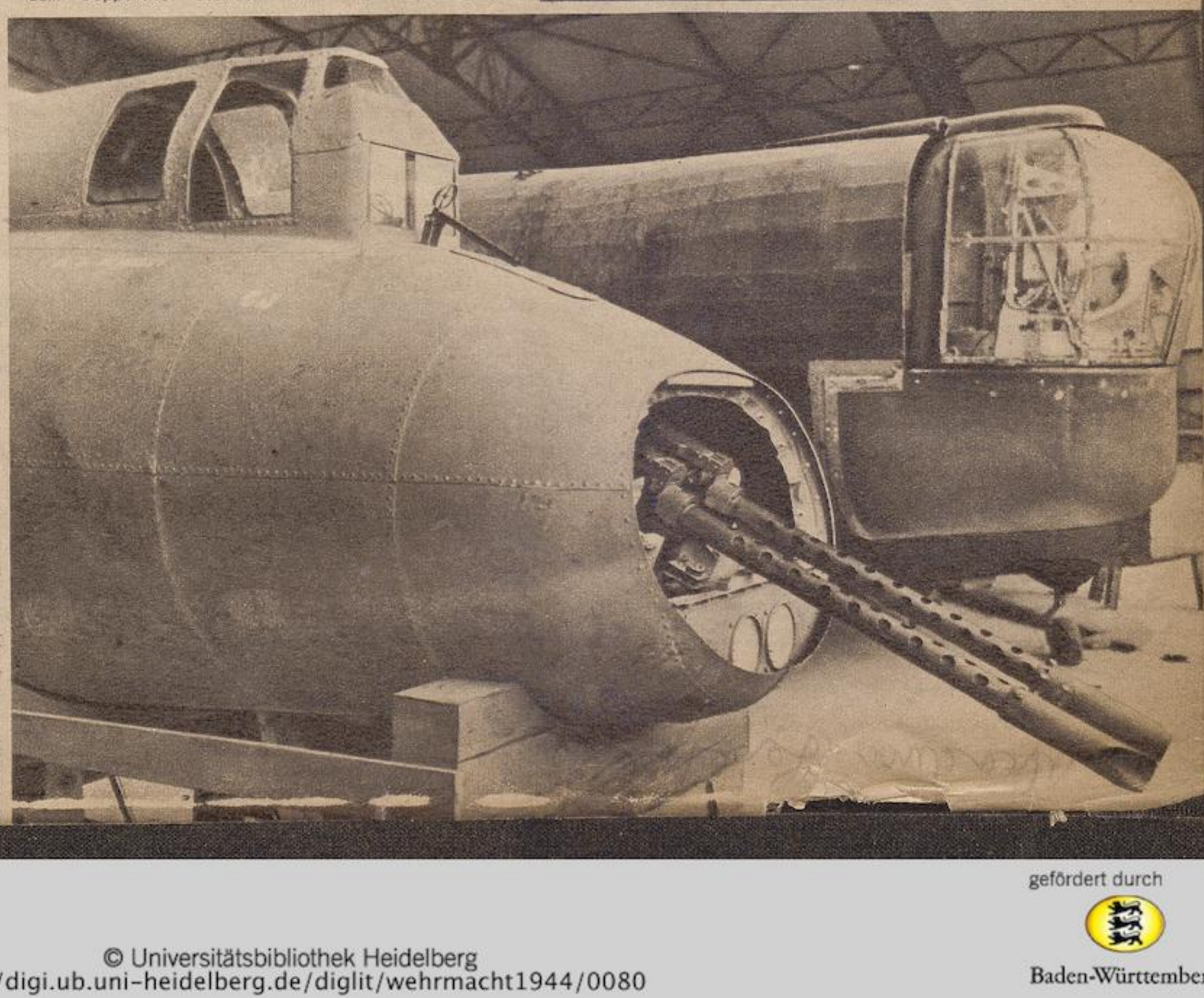
*PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Moschke (Atl.)*

Rechts: An beiden Seiten der „Festung" befindet sich je ein MG-Stand, der in Ruhestellung durch ein Schiebefenster verschlossen ist. Das MG ist dann in Flugrichtung eingehängt. Die Waffe wird ausgefahren, wenn sie feuerbereit gemacht werden soll

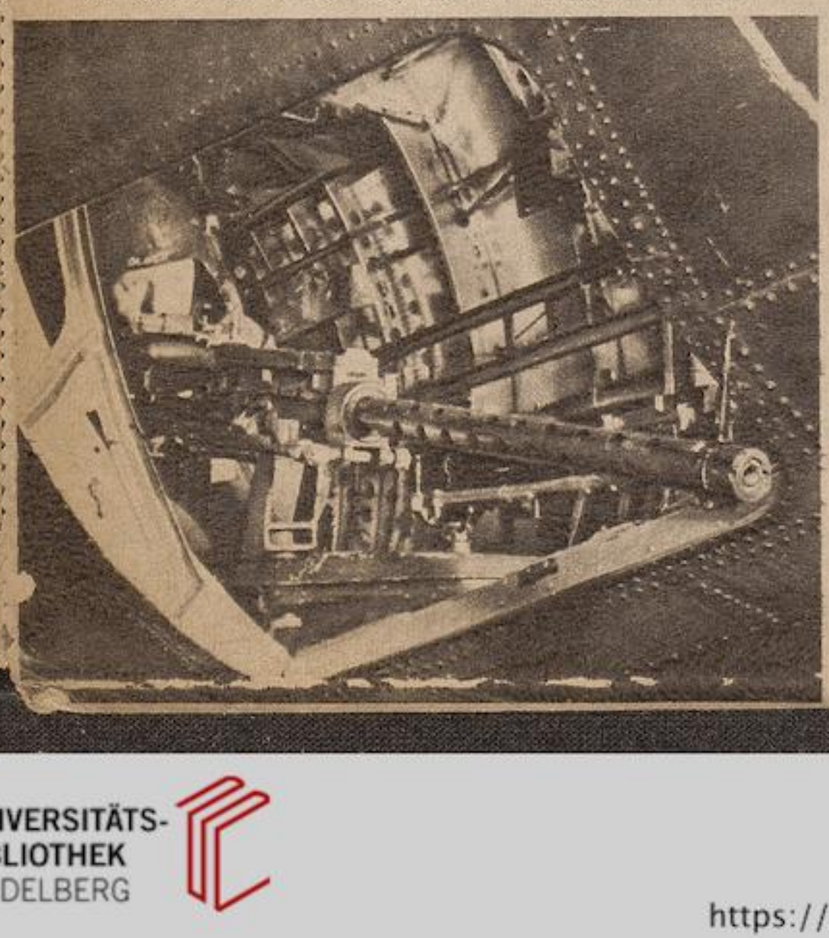


Zwei starre MG an der Rumpfseite des B-26. Beide Waffen werden vom Führersitz aus bedient. Die Munition wird automatisch aus dem Rumpf zugeführt. Die Schutzverkleidungen der beiden MG sind heruntergeklappt

Der Heckstand der B-17 F mit Doppel-MG. Das Visier (oberhalb der MG-Rohre) ist mit der Waffe gekoppelt. Der Schütze bedient sie aus einer Panzerhaube. Unter dem Doppel-MG befinden sich zwei Positionslampen



Dieses MG befindet sich ebenfalls an der Rumpfseite des „Marauder". Der Stand ist durch Schiebefenster verschließbar; nach dem Öffnen des Fensters kann die Waffe ausgefahren werden



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0080

gefördert durch
Baden-Württemberg